Daniel,

oder:

Kampf und Sieg.

Lebensroman

von

P. F. van Kerckhoven.

Aus dem Flämiſchen

von

Julius Stern.

Augsburg, 1846.
v. Jeniſch und Stage'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Zu der Zeit, in welche dieſe Erzählung fällt, die wir unſern Leſern hiemit vorführen wollen, gab es in Belgien noch keine Eiſenbahnen. Unſer Vaterland hatte dem größeren Theile des Feſtlandes Europa noch nicht das Vorbild dieſer großen und mechaniſchen Kraft gegeben, deren Einfluß ſich bis auf die niedrigſten Volksklaſſen fühlbar machen muß, und welche die köſtlichſte Perle ſeyn wird, die unſere Enkel an der flittergoldenen Krone unſerer Entwicklungsperiode werden erglänzen ſehen. Die Diligencen, oder beſſer geſagt, Eilwägen, waren noch in voller Blüthe. Ihre ſchweren Koloſſe rollten noch mit ſtolzer Pracht über die ſchönen, mit laubreichen Bäumen bepflanzten Straßen, und verſchafften dem Reiſenden, während ſie ihn, obwohl etwas langſam, an den Ort ſeiner Beſtimmung brachten, eine gymnaſtiſche Bewegung, welche für den Körper ſehr vortheilhaft war. Dieſe gezwungene Bewegung hat, wie man ſieht, durch die Erfindung der Eiſenbahnen ſehr viel verloren. Nun fährt man nicht mehr, man fliegt.

Wir hoffen unſern Leſer nicht zu beläſtigen, indem wir ihm eine Beſchreibung des Eilwagens geben, wel-

Digitized by Google

cher am 7. Auguſt 18** die Straße von Mecheln nach Antwerpen fuhr, und den Fußgängern ſeine Ankunft durch eine dichte Staubwolke ankündigte.

Das Aeußere des Wagens beſaß nichts, was bemerkt zu werden verdiente. Im Innern war derſelbe wie gewöhnlich in drei Abtheilungen getrennt. In der erſten ſaßen zwei Perſonen, ein Herr und ein Mädchen, die man ohne Mühe für Engländer erkennen konnte. Beider Kleider beſtanden aus leichten Stoffen und waren der heißen Jahreszeit angepaßt. Das Mädchen, welches von ſeinem Gefährten mit dem Namen Milady angeredet wurde, hatte ſeinen italieniſchen Strohhut abgelegt und denſelben als Sonnenſchirm vor das Wagenfenſter gehangen. Jedoch ſie brauchte für die Erhaltung ihres Teints nicht ſo beſorgt zu ſeyn, denn ihr ganzes Geſicht war mit ſogenannten Sommerſproſſen bedeckt, und ihre Haarlocken hatten die Farbe der Sonnenſtrahlen. Das edle Fräulein ſtand hin und wieder, ſo viel es ihr Platz zuließ, ein wenig auf — wahrſcheinlich um ſich abzufühlen — und ſuchte ſich mit ihrem Fächer zu erfriſchen, Mylord, ihr Gefährte, litt gewaltig; er hatte bereits ſeinen Hut abgelegt, ſeinen Rock ausgezogen, ſeine Halsbinde abgenommen, ſeine Weſte und ſeine Hemdärmel aufgeknöpft, und hätte ihn das engliſche improper nicht zurückgehalten, er würde gewiß auch das im Engliſchen Unnennbare ausgezogen haben. Mit all dieſen Erleichterungsmitteln blies er noch immer wie ein Beſeſſener, und ſchlug ſich ohne Unterlaß mit ſeinem ſeidenen Taſchentuche in ſein rothes, aufgedunſenes Geſicht, um ſich abzukühlen. Nur hie und da hörte man das bekannte

Digitized by Google

kraftvolle Wort, welches jeder Antwerpener kennt, über ſeine aufgeſchwollenen Lippen poltern.

In der hinterſten Abtheilung des Eilwagens waren nur zwei Plätze beſetzt, der eine von einem Kriegsmanne, welcher mit großem Urlaube nach Hauſe kehrte, der andere von einem Landbewohner, der wahrſcheinlich nach Antwerpen reiſte, um dort irgend einen Kauf oder Verkauf abzuſchließen. Dieſe zwei Perſonen ertrugen geduldig die Hitze, und begnügten ſich damit, hin und wieder die Schweißtropfen mit der Hand von Stirne und Wagen zu wiſchen. Ihre Unterhaltung drehte ſich um den Kriegsdienſt, denn der Bauer hatte in ſeinen jungen Jahren auch gedient: er war ſogar bei dem Rückzuge nach der Schlacht von Waterloo geweſen, und hatte die Leiche des Herzogs von Braunſchweig mit tiefer Trauer durch ſein Lager führen ſehen.

In der mittleren Reihe des Eilwagens beſtand die Geſellſchaft aus vier Perſonen. Die zuerſt das Auge auf ſich zog, war ein alter Herr, von einer Körperlänge, welche die gewöhnliche einigermaßen übertraf. Sein mageres Geſicht, deſſen Züge jedoch fein und gut gezeichnet waren, und ein edles Ausſehen hatten, ließ ſeine große Stirne noch größer erſcheinen, und nicht ohne Recht mochte man vermuthen, daß dieſer Alte von der Natur mit einem ſcharfen und geſunden Urtheile begabt ſeyn mußte. Er hielt ein großes ſpaniſches Rohr mit einem elfenbeinernen Knopfe zwiſchen ſeinen Füßen, und ſtützte beſtändig ſein ſcharfes Kinn auf denſelben. Hin und wieder nahm er eine Priſe, und hatte dann immer einige Augenblicke nöthig, um die Stäubchen Schnupftabak

von ſeinem gefältelten Hemde und ſeinem weißen Halstuche zu ſchütteln. Ein blaues Wams mit vergoldeten Knöpfen, welche ſchon lange ihren Glanz verloren hatten, hing um ſeinen Leib wie um ein Skelet, und machte die Magerheit ſeiner Glieder noch mehr hervortreten.

Der Alte blieb ſprachlos ſitzen, und ließ ſeine ſcharf unterſuchenden Blicke abwechſelnd von dem einen Reiſenden auf den andern fallen. Seine Augen ſchienen noch geſund, und das Feuer, welches aus denſelben ſtrahlte, zeigte, daß noch lange nicht alles Leben in dem ſonſt eiskalten Körper ausgetobt. Beſonders heftete er ſeine Blicke auf einen Jüngling, der auf der gegenüber befindlichen Bank ſaß. Doch bevor wir von dieſem Letztern ſprechen, wollen wir erſt ſagen, wer ſich an der Seite des Alten befand.

Unſer Leſer wird wohl einmal ſchon die engliſchen Carricaturen geſehen haben, wo man im Ueberfluſſe dicke, gedrungene Weiber abgebildet ſieht. Der Urtypus davon war die ſchon bejahrte Matrone, welche neben unſerem mageren Alten ſaß. Sie war jedoch keine Engländerin, ſondern eine ehrſame Brüſſeler Spitzenhändlerin, die ihrer Handelsbeziehungen wegen eine Reiſe nach Antwerpen machte. Die unglückliche Frau war in ihrer Jugend von den Kinderpocken heimgeſucht worden, und die Spuren dieſer abſcheulichen Krankheit waren noch tief auf ihr Geſicht gedrückt. Sie hatte kleine graue Augen, keine, oder mindeſtens nur wenig ſichtbare Augenbrauen, eine eingedrückte Naſe, welche noch dazu die Verwegenheit hatte, in die Höhe zu wollen, breite, zart herabhängende Wangen, ein kleines, faſt unſichtbares Kinn,

Digitized by Google

und ein Mündchen, ja, lieber Leſer, ein Mündchen, das ſehr klein und ſehr gut geformt war, ein wahrhaft ſchönes Mündchen, welches, zufolge der ehrſamen Matrone, der ſchönſte Theil vom Geſichte einer Frau iſt. Ihr übriger Körper war nicht minder beachtungswerth. Um mit dem Oberleibe zu beginnen, ſo konnte man, wenn die Frau ſaß, nur eine halbrunde Linie ſehen, die von oben nach unten Alles aneinander anſchloß, und die Frau einem ſchweren Fleiſchklumpen ähnlich machte. Der Kopf der Brüſſeler Kauffrau war herrlich von einer Spitzenhaube umhüllt, welche mit rothſeidenen Bändern durchſchlungen war, und an ihren Wangen prangte eine doppelte Tour pechſchwarzer Locken, die im Aufruhre zu ſtehen ſchienen mit den einfältigen grauen Häärchen, die an einigen Stellen unter der Haube hervor kamen. Wie wenig vorſpringend der Schooß der Frau auch war, aus Gründen, die wir oben angeführt, gab es dennoch Platz für einen kleinen ſogenannten Jungfernhund. Dieſes Thier war in vollkommener Harmonie mit ſeiner Herrin, und man würde wahrhaftig in Verlegenheit gekommen ſeyn, hätte man zwiſchen beiden wählen und ſagen müſſen, wer von Beiden in ſeiner Art am häßlichſten war. Obſchon nicht bösartig von Natur, ſah die Beſtie doch mit innigem Mißvergnügen die Knie des Alten ſich wie eine Batterie gegen ſeinen Ruheplatz erheben; denn hin und wieder ſtreckte er ſeine Klauen hervor, und wollte kratzend an den Füßen des alten Herrn hinabklimmen. Die Frau hatte dieſe feindlichen Bewegungen ihres Lieblings ſchon lange ſo viel wie möglich zurückgehalten, und die lange Perſon hatte dieſelben ſchon mehrmals

unbemerkt vorübergehen laſſen. Doch bei einem neuen Anfalle, welcher dießmal mit einem leichten Gekläffe verbunden war, drehte endlich der Alte ſein Kinn auf ſeinem hohen Stocke herum, wandte ſein Geſicht der Frau zu, und ſagte in erzwungen ernſthaftem Tone:

„Mein Fräulein, möchten Sie Ihren Gefährten nicht erſuchen, ſeine Pfoten ſtille zu halten? Er wird noch alle Wolle von meinen Beinkleidern kratzen.“

Ein leichtes Lachen kam bei dieſen Worten von der gegenüberſtehenden Bank. Dort ſaß ein junges, friſches Bauernmädchen, welches wahrſcheinlich bemerkte, daß die Beinkleider des Alten bis auf den Draht abgenützt waren. Inzwiſchen antwortete die Matrone: „Mein Herr, ich thue Alles, was ich kann, um Cäſar zurückzuhalten; doch es hilft kein Mittel etwas.“

„Kein Mittel,“ wiederholte der Alte; „o gut! werfen Sie Ihren Cäſar zum Fenſter hinaus, und ſeyen Sie verſichert, daß er es nicht mehr thun wird.“

Dieſe Worte fielen zentnerſchwer auf das Herz der Frau. Sie antwortete mit einem tiefen Seufzer: „Pfui, mein Herr! könnten Sie ſo mit einem Thiere umgehen, das Niemanden Böſes thut?“

„He! he! Niemanden Böſes thut? Und meine Beinkleider, liebe Frau, ſagen Sie einmal, thut er ihnen Gutes?“

„Mein Herr, Sie ſind wenig galant, gegen eine Dame!“

„O! ſehen Sie mich doch einmal an, liebe Dame, und denken Sie ein wenig nach, ob die Zeit der Galanterie für mich nicht ſchon vorbei iſt?“

Digitized by Google

„Mein Herr, man iſt nie zu alt dafür, und Unverſchämtheit ſteht Niemanden gut an.“

„Auch nicht einmal einem Hunde, Madame, und ich bitte Sie, merken Sie es wohl, wenn Sie nicht Ihren Cäſar ſogleich einen Luftſprung machen ſehen wollen. Ich bin im Stande, das Ihnen mitgetheilte Mittel anzuwenden.“

Hier wurde die Stimme der Frau von tiefem Schmerze unterdrückt, und die Antwort kam unverſtändlich aus ihrem Munde. Sie fand es endlich gerathen, woran ſie bis auf den Augenblick nicht gedacht hatte, Cäſar auf ihrem Schooße umzuwenden, und gab ſo viel als möglich ihrem eigenen Körper dieſelbe Wendung, indem ſie unverſtändlich vor ſich hin murmelte. Dieß Alles drückte ihre tiefe Verachtung aus. Der Alte zog inzwiſchen ſeine Doſe heraus, und nahm eine herzliche Priſe, während er lächelnd nach dem jungen Bauernmädchen hinüber ſah. Dieſe hatte vom Beginne des Zwiſtes an ihr Taſchentuch vor den Mund gehalten, um nicht in ein unbeſcheidenes Gelächter auszubrechen.

Während der Alte ſein Kinn wieder auf ſeinen Stock ſtützte, brachte die vierte Perſon, mit welcher wir den Leſer ſogleich bekannt machen wollen, eine deutſche Pfeife zum Vorſcheine, und begann, dieſelbe zu ſtopfen. Als der Jüngling eben im Begriffe war, ſeine Pfeife anzuzünden, erhob der Alte ſein Geſicht, und ſprach in höflichem Tone: „Mein Herr, es iſt ein Mädchen und eine Dame in dem Wagen, haben Sie Erlaubniß? ...“

„Verzeihen Sie, mein Herr, ich hatte nicht daran gedacht,“ antwortete der Jüngling, wie aus tiefer Traurigkeit erwachend. „Meine Frau ...?“

Digitized by Google

„Rauchen Sie immerhin, mein Herr!“ rief die Brüſſeler Kauffrau, gewiß nur, um dem Alten zu widerſprechen.

„Und Sie, mein Kind ...?“ fuhr der Jüngling fort, ſeinen Blick auf das friſche Bauernmädchen heftend.

„Mich beläſtigen Sie nicht dadurch, mein Herr!“ antwortete das Mädchen mit einer leichten Röthe auf den Wangen.

Der Jüngling machte eine kleine Verbeugung und zündete ſeine Pfeife an. Der alte Herr hielt ſeine Augen unbeweglich auf ihn geheftet.

Der Jüngling konnte ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt ſeyn. Man ſah leicht, daß er an das Reiſen gewöhnt ſeyn mußte, und von einer weiten Strecke zurückkehrte. Seine ganze Ausſtattung deutete dieß an. Eine Sammetmütze bedeckte ſein Haupt, und ließ ſeine blonden Locken, für welche der Jüngling, wenigſtens in dieſem Augenblicke, geringe Sorge zu tragen ſchien, ordnungslos um ſeinen Hals flattern. Ein Sommerrock umfing loſe ſeine feinen Gliedmaßen, und ein ſeidenes Tuch war gefällig um ſeinen Hals geſchlungen. Seine Geſichtszüge, obwohl kräftig angedeutet, waren angenehm, und beſaßen einen zarten Ausdruck. Ein leichtes Roth färbte ſeine Wangen, und zwei Reihen elfenbeinerner Zähne, von roſigen Lippen umgeben, glänzten in ſeinem Munde. Seine Naſe näherte ſich dem griechiſchen Typus und war ſchön geformt; ſeine Augenbrauen waren gut gezeichnet, und ſeine blauen Augen ſchienen nicht, wie die ſchwarzen, durch Schrecken, ſondern durch Freundlichkeit und Anmuth ſich in die Herzen einzuprägen.

Digitized by Google

Für den Augenblick jedoch beſaßen ſeine Blicke etwas Ernſtes, und wie ſanft auch ſeine Geſichtszüge waren, ſo konnte man doch leicht merken, daß ſeine Seele, welche dieſelben beherrſchte, bis in ihr Inneres ergriffen ſeyn mußte.

Haſt Du wohl je, geneigter Leſer, wenn Du Dich in einem Eilwagen befandeſt, darüber nachgedacht, daß die Geſichter, welche da meiſtens ſo ſchweigſam vor Dir ſitzen, immer eine lebende Geſchichte ſind, von denen keine der andern gleicht, und die alle mehr oder minder Intereſſe erregen würden? Haſt Du wohl je über die verſchiedenen Beweggründe nachgedacht, welche dieſe Unbekannten aus ihre Wohnungen herausreißen und forttreiben, ſo wie über die verſchiedenen Gefühle, die in eines Jeden Bruſt wühlen? Antworteſt Du: ja, ſo haben wir Dir nichts zu ſagen; doch ſprichſt Du: nein, dann bitten wir Dich, bei Gelegenheit einmal daſſelbe zu verſuchen, und wir dürfen Dich verſichern, daß Du alsdann Deine Einbildungskraft einige Stunden wirſt wirken laſſen können. Im gegenwärtigen Falle, zum Beiſpiele, würde es nicht ſchwer ſeyn, einen langen, ſehr langen Roman über jede der Perſonen zu ſchreiben, welche wir bisher in dem Eilwagen betrachtet haben. — Du erſchrickſt ſchon, lieber Leſer? Doch nein, fürchte nichts, wir werden unſere Drohung, die wir nur ſo im Vorbeigehen ausſprachen, nicht in Erfüllung gehen laſſen, und außer dieſem erſten Kapitel kein Wort mehr weder von dem Engländer, noch von Milady, weder von dem Bauern, noch von dem Soldaten, weder von dem jungen Bauernmädchen, noch von der alten Kauffrau in Spitzen

Digitized by Google

ſprechen; — dieß iſt wenigſtens unſer feſter Vorſatz. Doch was den jungen Mann und den Alten betrifft, dieß iſt eine andere Sache, und wir werden Dich weiters damit bekannt machen. Wir wollen Dir beſonders die ganze Geſchichte des Jünglings erzählen, und können Dir noch dazu ſagen, daß der Alte eine große Rolle darin ſpielen wird. — Da nun dieß zwiſchen uns und dem Leſer abgemacht iſt, können wir uns ſogleich und hauptſächlich mit dem Jünglinge beſchäftigen.

Beeilen wir uns zu ſagen, daß der Ausdruck, welcher eben ſeinem Geſichte aufgedrückt, nicht der gewöhnliche iſt. O nein, dieſe azurenen Augen ſind nicht geſchickt, von Thränen überzufließen, dieſe friſchen Roſenwangen müſſen einen Abſcheu davor haben, von Thränen durchfurcht zu werden, und dieſer feine Mund, dieſe rothen, feuchten Lippen können von der Natur nur zu einem freundlichen Lächeln beſtimmt ſeyn.

Gewiß, hätte ſich der Jüngling in andern Verhältniſſen und in einer andern Gemüthsſtimmung befunden, er würde nicht unterlaſſen haben, mit den im Eilwagen befindlichen Perſonen ein munteres Geſpräch anzuknüpfen. Dieſe werthe Brüſſeler Kaufmännin würde ohne Zweifel ſeinen feinen, ſcherzenden Bemerkungen blosgegeben geweſen ſeyn; er würde vielleicht die Verſtandeskräfte dieſes Alten auf die Probe geſtellt haben, und dieſes liebe Bauernmädchen, welches nun ohne Unterlaß ihre hellbraunen Augen auf ihn geheftet, hätte er gewiß nicht ohne einige freundliche Worte dahin gehen laſſen. Doch nichts von all dem geſchieht. Kein freundliches Lächeln kann für den Augenblick über das Antlitz des Jünglings

Digitized by Google

ſchweben, kein unterhaltendes Geſpräch kann ſeinen Lippen entſchlüpfen: er verharrt ſchweigend; ſeine Seele iſt tief ergriffen, und auf ſeiner breiten klaren Stirne ſteht geſchrieben, daß ſein Geiſt auf der Folter iſt.

Der Jüngling ſucht dieſe Traurigkeit nicht zu verbergen; denn er hat ſchon oft gefunden, daß erkünſtelte Aufgeräumtheit der Widerwärtigkeiten nimmer Meiſter wird, und daß man wohl lachend die Wunden empfangen kann, doch daß ſie nichts deſtoweniger ſchmerzen, während ſie mühſam heilen.

Um dem Leſer einigermaßen die Traurigkeit des jungen Reiſenden zu erklären, wollen wir hier ein kleines Briefchen copiren, welches ſorgfältig in das Taſchenbuch des Jünglings eingeſchloſſen iſt:

„Mein lieber Sohn!

Wiſſe, daß Dein Vater ſeit einiger Zeit von einer ſchweren Krankheit überfallen worden iſt, welche ihn vielleicht in wenigen Tagen unter die Erde bringen wird. So ſagen wenigſtens die Aerzte. Brauche ich Dir zu ſchreiben, lieber Daniel, daß ich Dich wieder zu ſehen wünſche, daß Deine Mutter dieß verlangt? O komm' doch ſchnell, mein liebes Kind! Am Sterbebette, Du weißt es, muß man alles Unrecht, alle Frevelthaten vergeſſen. Dein Vater iſt und bleibt Dein Vater, und vor ſeinem Tode müſſen wir Beide ihm Alles verzeihen, und ihn mit uns und mit dem Himmel ausſöhnen. Dieß iſt uns eine heilige Pflicht.

Mit Ungeduld erwartet Dich

Deine Dich zärtlich liebende Mutter

Katharina."

Digitized by Google

Der Eilwagen hatte allmälig die Stadt Antwerpen erreicht. Wir werden uns jedoch nicht damit abgeben, zu beſchreiben, welche Gefühle das Herz des jungen Daniel beſtürmten, als er die Mauern ſeiner Geburtsſtadt wieder ſah, von welcher er ſo lange entfernt geweſen. Und doch, der Jüngling war in keiner Gemüthsſtimmung, dieſe Gefühle ungekränkt zu empfinden. Die Urſache ſeiner Rückkehr war und blieb ein trauriges Ereigniß. Wohl erwarteten ihn offene Arme, eine zärtliche Mutter, bereit, ihn an ihr Herz zu drücken; doch Thränen des Kummers, des tiefſten Kummers mußten ohne Zweifel dieſes Wiederſehen begleiten.

Der Eilwagen hielt endlich ſtille. Das junge Bauernmädchen war die erſte, welche den Wagen verließ. Hierauf folgte der Alte, und dann die Brüſſeler Kaufmännin mit ihrem Cäſar. Die brave Matrone hatte ſeit dem Zwiſte noch nicht aufgehört, vor ſich hin zu murmeln, und die Unhöflichkeit des Alten zu bekritteln. Sie durfte jedoch deſſen Arm nicht zurückweiſen, um aus dem Wagen zu ſteigen — was für die Frau nicht ohne Gefahr war — und als der Alte ſagte: „Madame, vergeſſen wir unſern Zwiſt, ich habe es nicht ſo arg gemeint,“ murmelte ſie ganz ergriffen: „ich habe ihn ſchon lange vergeſſen, mein Herr,“ und machte eine Verbeugung, welche der Alte mit einer zweiten Verbeugung erwiederte. Daniel verließ nun auch den Wagen, gab ſeinen Reiſeſack einem Bedienten, und lenkte ſeine Schritte in die Stadt. Nachdem der Alte Mylord und Mylady hatte aus dem Wagen ſteigen ſehen, entfernte er ſich ebenfalls von dem Platze, und verfolgte dieſelbe Richtung, wie Daniel.

Digitized by Google

II.

In einem reich geſchmückten Zimmer ſitzt eine Frau, den Kopf auf ihre Hände, und die Arme auf den Tiſch geſtützt. Ohne große Pracht zu verrathen, zeigen ihre Kleider doch davon, daß ſie eine wohlbemittelte Frau ſeyn muß. Das Zimmer iſt geſchmackvoll eingerichtet. Ein weicher Teppich bedeckt den Boden, und ſcheint den Fuß gleichſam anzulocken, ſich in ſeine ſanften Falten zu drücken. Zwei Ruhebetten ſtehen an den reichen Wänden, von welchen manch ſchönes Gemälde herabprangt. Eine koſtbare Uhr befindet ſich auf dem marmornen Kamine. Die Fenſter ſind geöffnet, und graue Vandalairs, außerhalb der Fenſterrahmen herabgelaſſen, verhindern die Sonnenſtrahlen, ungehemmt in das Zimmer zu dringen, und demſelben die angenehme Kühle zu benehmen. In einer Ecke des Zimmers entdeckt man einen reichgeſchnitzten Tiſch, der mit duftigen Blumen überladen iſt, deren Balſam ſich mit der kühlen Luft des Zimmers vermengt, und daſſelbe mit den reinſten Gerüchen ſchwängert. — Angenehm iſt es, in ſolch einem Zimmer ſeine Glieder zur Ruhe auszuſtrecken, und die ſelige Stille zu genießen, welche da wie auf einem Throne erhaben erſcheint. Doch die Frau, die ſich eben darin befindet, fühlt nichts von dieſem Hochgenuſſe. Ihr Geiſt iſt zu ſehr gefoltert, ihr Herz wird zu ſehr gequält, als daß ſie ſich mit etwas anderem, als mit der Urſache dieſe |Qual ſelbſt hätte beſchäftigen können.

Digitized by Google

Sie bleibt unbeweglich, mit dem Haupte zwiſchen ihren Händen ruhend, und von Zeit zu Zeit trocknet ſie ein Paar bittere Thränen von ihren glühenden Wangen.

Während nun dieſe Frau ſo in ihre Betrübniß verſunken, niedergebückt daſitzt, geht mit einemmale die Thüre des Zimmers auf. Sie erhebt das Haupt, und kaum hat ſie den Eintretenden bemerkt, als ſie von ihrem Seſſel auffliegt, und ihm entgegeneilt. Sie ſinkt in die Arme ihres Sohnes.

„Daniel! mein Kind! mein Sohn!" iſt Alles, was ſie hervorbringen kann.

„Meine Mutter! . . ." ſeufzt der Jüngling, und küßt mit den Zeichen der feurigſten Liebe die Wangen der Frau.

Nach dieſem erſten Erguſſe der Kindesliebe betrachtet Daniel ſeine Mutter mit mehr Aufmerkſamkeit, und ein kalter Schauer durchrieſelt ſeine Adern, als er ſieht, wie ſehr die Frau verändert iſt, und wie zerrüttet ihre Geſundheit zu ſeyn ſcheint. Alle Leiden, alle Qualen, welche ſeine Mutter ausgeſtanden, fliegen vor dem Geiſte des Jünglings vorüber, und er ergründet die Tiefe der Betrübniß, welche das Herz der Frau umlagert halten muß.

„Mein Sohn," ſeufzt nun die Mutter, „Du kommſt noch zu rechter Zeit; er lebt noch . . ."

Daniel drückt ihr, ohne zu ſprechen, die Hand, und führt ſie zu einem Stuhle. Nach einigen Augenblicken des Schweigens und unter einem Strome von Thränen fährt ſie fort: „Dank, mein Sohn; ich wußte wohl, daß Du auf meine Stimme herbeieilen und meine Gefühle theilen würdeſt."

Digitized by Google

„Du haſt Dich darin nicht getäuſcht, meine Mutter ... wo iſt der Kranke? ...“

„Der Sterbende iſt dort, mein Sohn,“ ſagte die Mutter, ihre Thränen zurückhaltend, und auf eine Thüre zeigend, welche in das Zimmer führt. „Ich habe den ganzen Tag an ſeinem Lager zugebracht, und ſeiner gewartet. Jetzt hatte ich mich nur auf einige Augenblicke entfernt, denn meine Kräfte wollten mich verlaſſen. Doch ich fühle mich ſchon wieder ein wenig geſtärkt. Komm', mein Kind, gehen wir zu Deinem Vater.“

Daniel trat mit ſeiner Mutter in das genannte Zimmer.

Auf einem hohen, mit weißen Gardinen umhangenen Bette lag ein Mann. Seine halbentblößten Arme ruhten auf der weißen Decke, und die gelbe Farbe, welche ſowohl die Arme als auch die Hände und das Geſicht des Kranken bedeckte, war peinlich für's Auge. Der Kopf des Kranken ſchien zu brennen; man ſah in ſeinen Schläfen den Puls heftig pochen, und das Weiße ſeiner Augen war mit rothen Blutſtreifchen durchzogen: der Schweiß ſtand ihm in großen Tropfen auf der Stirne. Dieſer Mann konnte ungefähr fünfzig Jahre alt ſeyn. Man ſah leicht, daß dieſer Körper, welcher jetzt ſo unbeweglich ausgeſtreckt da lag, ehemals mit Rieſenkraft begabt geweſen ſeyn mußte. Die ſtarken Muskeln, welche an ſeinen abgezehrten Gliedern durch die Haut ſchienen, deuteten dieß hinlänglich an. Das Geſicht des Kranken hatte etwas Rauhes, etwas Verſchloſſenes, Geheimnißvolles; ſeine Stirne war breit, ſeine Augen, die

Digitized by Google

nun tief in den Kopf geſunken, waren pechſchwarz, und ſein Haar theilweiſe ſchon ergraut.

Als die Frau mit Daniel eingetreten war, hieß ſie den Krankenwärter das Zimmer verlaſſen, und ging zu dem Bette hin, während ſie ihrem Sohne ein Zeichen gab, ſtille zu bleiben. Sie ergriff ſodann die Hand des Leidenden, und ſprach mit halberſtickter Stimme: „Heinrich, wie befindeſt Du Dich nun?“

„O, meine gute Katharina,“ war die Antwort, „meine Leiden ſind ſchrecklich! es iſt etwas in mir, was mich verzehrt, ein Brand, der mir die Eingeweide verſengt, mir bis an den Hals herauf dringt, und mir die Kehle zuſchnürt.“

Die Frau nahm vom Nachttiſchchen eine Taſſe, und brachte ſie an die Lippen des Kranken.

„Dank, Dank, Katharina!“ ſagte der Dulder, „o, Du biſt ein Engel Gottes ... und das für mich, der ich Dich ...“

„Genug, Heinrich, genug davon,“ ſagte die Frau, und fuhr nach einer Pauſe fort: „Ich habe Dir unlängſt von Daniel, unſerem Sohne geſprochen; wünſcheſt Du nicht, ihn zu ſehen?“

„Ja, Katharina, wenn ich verſichert wäre, daß er mir verziehen hat ... doch, Gott! ich werde vor ihm erröthen müſſen ....“

„Er hat bereits Alles verziehen und vergeſſen, mein Gatte! er iſt hier! ... komm' Daniel ...!“

„O Gott!“ rief der Kranke; doch bevor er mehr ſagen konnte, war Daniel ſchon an ſeiner Seite, und drückte ihm zärtlich die Hand.

Der Kranke heftete nun ſeine Augen auf den Jüngling, und zwei glühende Thränen rollten über ſeine Wangen herab.

„Mein Sohn!“ ſeufzte er, „mein Kind, mein braves Kind! Gott! ich bin alles deſſen nicht werth!“

Daniel ſprach in feierlichem Tone: „Vater, ich und meine Mutter haben Alles vergeben, und wenn wir etwas vergeben, ſo iſt es auch vergeſſen; es iſt, als ob es nie geweſen wäre. Du biſt mir in dieſem Augenblicke ein zärtlich liebender Vater, und ich bin Dir ein zugethanes Kind.“

„Nein, mein Sohn,“ unterbrach der Kranke heftig, „nein, ich habe ſolch ein Glück nicht verdient, ich bin deſſen unwerth, und Vergeſſen iſt für mich nicht genug, ich will büßen, ich will Alles beſſern, ich will meine Schuld bekennen! Gott, der mich bald richten wird, mag vielleicht ein wenig dadurch verſöhnt werden. Eine Reue ohne Beſſerung iſt keine Reue . . .“

„Gott durchdringt die Herzen, mein Vater, und erkennt aufrichtiges Leidweſen. Der gute Wille iſt ihm genug, und, glaube mir, Er iſt mit Dir zufrieden.“

„O, denkſt Du, Daniel, ſprich, denkſt Du, daß ich auf ſeine Barmherzigkeit hoffen darf?“

„Es wäre eine Miſſethat, daran zu zweifeln.“

„O mein guter Daniel, und Du, mein braves Weib,“ ſeufzte nun der Kranke, die Hand ſeines Sohnes und ſeiner Gattin in die ſeinigen drückend, und ſich halb im Bette erhebend: „Ihr habt durch Eure Tugenden den Himmel verſöhnt. Ihr allein habt Gott bewogen, die letzten Stunden meines Lebens zu verſüßen. O, wenn

Digitized by Google

ich an die Vergangenheit denke, fühl' ich mich erröthen, und möchte vor Scham in die Erde ſinken . . . O mein Gott! mußten mir die Augen erſt auf dem Sterbebette geöffnet werden! . . ."

Der Kranke ſchwieg nun, ließ die Hand ſeiner Frau und Daniels los, und ſank ſprachlos auf das Kiſſen zurück. Sey es nun, daß das für ihn lange Geſpräch ſeine Kräfte erſchöpft, ſey es, daß ſeine Gedanken in die Vergangenheit zurück ſchweiften, und ſeine Körperkräfte der Aufregung ſeines Gemüthes unterlagen, der Kranke blieb nun bewegungslos und mit verſchloſſenen Augen liegen. Katharina und der Jüngling betrachteten ihn aufmerkſam, und ſchwebten ſchon einige Augenblicke in Furcht, es ſcheide das Leben von ihm; doch bald ſahen ſie ſeine Augenlieder ſich wieder öffnen, und glaubten nun, es ſey nur Müdigkeit geweſen, was den Kranken ergriffen hatte. Beide nahmen ſich einen Seſſel, und ſetzten ſich neben das Bett.

Die traurige Ruhe des Leidenden dauerte noch eine Viertelſtunde. Endlich erhob er ſeine Hand, und indem er die ſeiner Frau erfaßte, ſprach er mit gebrochener Stimme: „Katharina, ich glaube, daß mein Sterbeſtündlein naht."

Eine Fluth von Thränen war die Antwort der Frau. Einen Augenblick ſpäter verließ ſie das Zimmer, und als ſie wieder in daſſelbe trat, war ſie von einem Geiſtlichen begleitet. Dieſer war ein guter und gerader Mann. Sein Weſen war ruhig und alle ſeine Bewegungen waren ungezwungen. Dieſer Mann war gewiß ſchon lange mit dem Tode vertraut geworden; allein

einen Menſchen ſterben zu ſehen, war für ihn immer tief ergreifend. Abweichend von vielen Kirchendienern, die in einem Sterbenden nur eine Gelegenheit ſehen, ihre Pflicht zu erfüllen, war der Ton ſeiner Stimme gefühlvoll, ſanft und ſalbungsreich, und man konnte leicht ſehen, daß er nicht blos aus Gewohnheit ſprach, und daß nicht der Geiſt allein in Thätigkeit war, ſondern daß das Herz auch fühlte.

Es iſt eine große Schwäche des Menſchen, daß oft die ernſteſten und geheiligteſten Dinge ihm zur Gewohnheit werden, und daß er endlich Alles maſchinenmäßig behandelt. Der gefühlvollſte Richter, der, nachdem er ſein erſtes Todesurtheil ausgeſprochen, ſchlafloſe Nächte und unruhige Tage hat, kommt durch die Gewohnheit endlich ſo weit, daß er halb ſpottend den Bürger nach dem Schaffotte ſchickt. Der Henker, der bei der erſten blutigen Hinrichtung Hand und Herz beben fühlt, kommt endlich ſo weit, daß er an der Ausübung ſeines abſcheulichen Gewerbes Gefallen findet. Der Anfänger in der Heilkunde, welcher bei der erſten Aderläſſe ſo ergriffen iſt, daß er beim Anblicke des Blutes in Ohnmacht fällt, kommt durch die Gewohnheit ſo weit, daß er, ohne einen Funken Mitleid zu fühlen, ohne daß ſich eine einzige Muskel in ſeinem Geſichte verzieht, den menſchlichen Körper wird in Stücke zerſchneiden, und, ohne das Stöhnen des Leidenden zu beachten, den Umſtehenden mit kaltem Blute und ruhiger Stimme das Verfahren erklären können. So kommt auch oft der Prieſter, welcher, da er zum erſtenmale einem Leidenden am Rande des Grabes beigeſtanden, ſeine Seele tief erſchüttert und

ſein Herz bewegt fühlte, durch die Gewohnheit ſo weit, daß der Eintritt in die Welt und das Verlaſſen derſelben auf ihn einen und denſelben Eindruck hervorbringt, und aller Unterſchied nur darin liegt, daß er eben eine andere Seite in ſeinem Gebetbuche aufſchlägt.

Doch von dieſer letzteren Art war der Prieſter nicht, der mit Katharina in's Zimmer getreten. Die Worte, die er an den Kranken richtete, waren wohl dieſelben, wie man ſie bei ſolchen Gelegenheiten braucht; allein er ſprach ſie mit ſolcher Ueberzeugung und mit ſo tiefem Gefühle aus, daß ſie gleichſam neu und zum erſtenmal geſprochen ſchienen. Das einzige Außergewöhnliche, was der Prieſter den Sterbenden leiſe fragte, war dieß: „Mein Freund, iſt Ihr Gemüth jetzt mehr befriedigt, und hat der ſchreckliche Zweifel an Gottes Daſeyn Ihre Seele nicht mehr überfallen?“

Der Kranke hatte kaum dieſe Worte gehört, als ein ungewöhnliches Feuer aus ſeinen Augen ſtrahlte, ſeine Lebenskraft ſchien auf einen Augenblick wieder zurückzukehren, und indem er ſich im Bette halb aufrichtete, ſprach er, auf ſeinen Sohn und auf Katharina zeigend: „Sehen Sie da, mein Herr, wer Ihre Worte bewahrheitet, ſehen Sie da, wer mich von dem Daſeyn Gottes vollkommen überzeugt hat. Die heiligſten, die größten Eigenſchaften Gottes müſſen die Barmherzigkeit und die Liebe ſeyn: mein Weib und Kind ſind mir die lebenden Beiſpiele dieſer Tugenden, und das Geſchöpf, welches ſolche Eigenſchaften beſitzt, kann weder als nicht aus ihm entſprungen gedacht werden, noch in ihm wieder vergehen. Es muß eine Belohnung für ſolche Seelen

geben, und wer anders als ein Gott ſollte dieſelben würdig belohnen können! . . .“

Dieſe Worte, und der Ton, in dem ſie ausgeſprochen wurden, preßten Katharinen und ihrem Sohne Thränen aus. Auch der Prieſter war davon ergriffen, um ſo mehr, da er ſich über dieſen Geiſteszuſtand des Kranken freute. Hierauf gab er noch einige Ermahnungen, worauf jedoch der Dulder nimmer merken konnte, denn ſeine letzten Kräfte hatten ihn verlaſſen: er war auf das Kiſſen zurückgeſunken, und nur das Athmen zeugte noch davon, daß ihn das Leben noch nicht ganz verlaſſen.

Der Prieſter ſetzte nun mit tiefer Gottesfurcht ſeine Gebete fort; doch bevor er dieſelben noch geendigt hatte, war Katharinens Gatte bereits zur Ewigkeit eingegangen.

Die Traurigkeit Daniels und ſeiner Mutter war nicht von lärmender Natur. Ihre Gemüther waren zu ſehr ergriffen, und nur hin und wieder rollte eine heiße Thräne über ihre glühenden Wangen. Beide verließen das Zimmer, um die letzten irdiſchen Pflichten an dem Todten erfüllen zu laſſen. Als ſie ſich aus den Augen der Fremden befanden, brachen ſie in reichliche Thränen aus, und Daniel hielt ſeine Mutter lange an ſeine Bruſt gedrückt.

III.

Die erſten Lebensjahre Heinrichs vergingen wie die der meiſten Jünglinge. Seine Eltern hatten nichts verſäumt, ihm eine glänzende Erziehung zu geben. Mit

Digitized by Google

einem offenen und empfänglichen Verſtande begabt, würde er aus ſeinen Studien gewiß großen Nutzen gezogen haben, wären nicht zwei Untugenden, die er im höchſten Grade beſaß, ihm dabei hinderlich geweſen. Dieſe Untugenden waren: Eigenſinn und Trägheit. Wenn die Naturanlagen auf zwei ſolchen Grundſteinen ruhen, ſind große Fortſchritte im Laſter unvermeidlich.

Von ſeinem zwanzigſten Jahre an glaubte Heinrich Alles zu kennen, Alles ergründet zu haben, und ſo das Recht zu beſitzen, mit Allem ſeinen Spott zu treiben. Um dieſe Zeit verlor er ſeine braven Eltern. Dadurch ward jeder Zwang abgeſchüttelt; der Jüngling war ſein eigener Herr und Meiſter geworden, und die Schätze, die ihm ſeine Eltern hinterließen, machten ihm ihren Tod, wenn auch nicht angenehm, ſo doch wenigſtens gleichgültig. Dazu hatte er nie das ſanfte Gefühl der Kindesliebe in ſeiner Bruſt ſprechen hören, und behauptete, daß Alles in der Welt auf Eigenliebe beruhe, und Alles aus Eigennutz geſchehe. Von dieſem Grundſatze ausgehend, kamen ihm die ſchönſten Thaten, die der Menſch ausüben kann, werthlos vor. Die Selbſtbefriedigung, welche man über eine, ihm zufolge, ſogenannte, gute That im Herzen fühlt, iſt eine hinlänglich reiche Belohnung für das Gethane, und enthebt denjenigen, dem die Wohlthat bewieſen worden, jeder Verpflichtung und Erkenntlichkeit. Die Welt, ſagte Heinrich ferner, iſt eine große Wildniß, wo der Eine den Andern zu zerreißen ſucht, und von der Natur dazu gezwungen iſt. Die Geſetze haben dieß verändern wollen, und dem ſpitzfindigen Geiſte kommt es zu, zu ver-

Digitized by Google

ſuchen, wie er dieſe Geſetze in Bezug auf ſich machtlos machen kann.

Wir könnten noch mehr von dieſen ſchönen philoſophiſchen Gedanken anführen, die Heinrich wahrſcheinlich von unſeren franzöſiſchen Nachbaren entlehnt hatte; doch wir glauben, daß die bereits genannten hinreichend ſeyn werden, um daraus unſern Jüngling kennen zu lernen.

Einige Zeit nach dem Tode ſeiner Eltern ſchlug Heinrich ſeine Wohnung zu Antwerpen auf. Die Ausſchweifungen, denen er ſich hier lange hingegeben, hatten ſein Vermögen merklich geſchmolzen, und er fand in ſeiner Weisheit heraus, daß es gerathen ſeyn würde, demſelben durch eine reiche Heirath wieder aufzuhelfen. Herr H., ein reicher Kaufmann zu Antwerpen, war immer ein Freund von Heinrichs ſeligem Vater geweſen; an dieſen Mann wendete ſich daher der Jüngling.

Herr H., der nichts von Heinrichs Lebenswandel wußte, empfing ihn mit den Zeichen der größten Zuneigung, und erſuchte ihn, mit ihm wie mit einem alten Bekannten zu verkehren, und ſich als ein Kind vom Hauſe zu betrachten.

Heinrichs Auftreten war günſtig für ihn. Er war ſchön von Geſtalt, hatte ſchwarze Haare, ſchwarze Augen, und ein ſanfter, verführeriſcher Ausdruck war ſeinem bräunlichen Geſichte aufgedrückt. Dieß Alles, vereint mit einem ſpitzfindigen und bezaubernden Geiſte, war Schuld, daß Katharina, die Tochter des Herrn H., ſich in Heinrich verliebte. Der Jüngling hatte dieß bald bemerkt, und verſäumte nichts, die Neigung Katharinens

Digitized by Google

zu ſteigern, und dieſe ſanfte, zarte Seele in ſeinen Netzen zu fangen; innerlich trieb er ſeinen Spott mit dem Mädchen, und war nur darauf bedacht, in den Beſitz ihres Vermögens zu kommen.

Katharina war ein liebes, ein himmliſches Kind: blonde Locken wogten gleich ſeidenen Fäden um ihren Hals; himmelblaue Augen, die nur zur Liebe und Sanftmuth beſtimmt zu ſeyn ſchienen, glänzten unter ihrer alabaſternen Stirne hervor, und ihre Geſichtszüge waren fein und regelmäßig.

Als Heinrich das Mädchen zur Ehe begehrte, ſagte der Vater zu ihm: „Mein Freund, von all den Schätzen, die ich beſitze, iſt meine Tochter der größte. Ich vertraue ihnen denſelben an, überzeugt davon, daß Sie ihn gut bewahren werden. Ihr Vater iſt mir immer ein Herzensfreund geweſen; ich habe ſeine Tugenden gekannt; Sie können ihm nicht unähnlich ſeyn. Ich vertraue Ihnen meine Katharina an: machen Sie ſie glücklich, mein Sohn . . .“

Und während der wackere Kaufmann alſo ſprach, rollten ihm Thränen der Rührung über die Wangen. Heinrich verſchwendete ſeine ſchönſten Worte, dem Alten zu danken und ihn zu beruhigen, und ſtürzte ſogar ſelbſt weinend dem Kaufmann in die Arme.

Bald darauf wurde die Hochzeit mit der größten Pracht gefeiert. Katharina war glücklich, Heinrich ebenfalls, doch auf andere Art; er rechnete ſchon auf das Vermögen ſeines Schwiegervaters, das ihm wohl einmal zufallen mußte.

Zwei Monate dauerte die Ehecomödie. Da fing

Heinrich an, derſelben überdrüſſig zu werden, und er beſchloß, ſeiner Frau Vernunft zu lehren, wie er ſagte. Katharina's Liebe hatte noch täglich mehr und mehr zugenommen; ihr Gatte war ihr der größte Schatz auf Erden; ſie betete ihn an, ſie ſah, wie man zu ſagen pflegt, nur durch ſeine Augen, und alle ihre Gedanken, all ihr Dichten und Trachten war dahin gerichtet, ihm immer mehr und mehr zu gefallen. Sie war öfter als einmal verwundert, wenn ſie, mitten in einem Liebesgeſpräche, auf dem Geſichte ihres Mannes ein Lächeln bemerkte, das ihr bis ins Innerſte der Seele drang, und ſie unwillkürlich ſchauern machte.

„Mein lieber Heinrich," ſprach ſie einmal, „warum lachſt Du doch bisweilen ſo ſonderbar?"

„Kind," war die Antwort, „ich muß über Dich lachen; Du biſt wahrhaftig wie ein Turteltäubchen. Zwiſchen Verheiratheten muß dieſe kindiſche Liebe aufhören."

Katharina antwortete nicht; ſie war beſchämt; eine dunkle Röthe überzog ihre Wangen, und ſie fühlte die erſte Wunde in ihrem Herzen. Von dieſem Augenblicke an ward ſie verſchloſſener; es befiel ſie gleichſam eine Furcht vor ihrem Gatten: die Saat des Unglücks hatte die erſte Wurzel geſchlagen. Die Furcht ſeiner Frau paßte gerade in Heinrichs Plan. Von nun an begann er, häufiger abweſend zu ſeyn, und ſeine brave Gattin zu vernachläſſigen. Eine Menge Bekanntſchaften, die er zu Antwerpen gemacht, und von welcher er das Haupt ward, half nicht wenig dazu, daß er wieder in ſein früheres Leben zurückfiel. Er gab ſich bald den größten Ausſchweifungen hin, und wenn Katharina ſich biswei-

len einige Bemerkungen erlaubte, trieb er zuerſt Spott mit ihr, und überhäufte ſie mit Syllogismen; und ſchwieg ſie dann nicht ſtille, wurde er gewöhnlich zornig, und drohte ſeiner Frau mit der einen oder andern ſchlechten Behandlung. Ein ganzes Buch würde nicht hinreichen, das Drama zu beſchreiben, das ſich in Katharina's Haushalt allmälig entwickelte, und zu ſagen, wie das Herz der gefühlvollen Frau zerriſſen und gefoltert wurde durch Dinge, die einem Gleichgültigen klein und nichtig geſchienen hätten, und nur von dem Dulder begriffen werden können.

Es war ein peinlicher Anblick, zu ſehen, wie Katharina, wenn ihr braver Vater fragte, ob ſie in ihrer Ehe glücklich ſey, ihren Gatten zu vertheidigen, und, die Hölle im Herzen, und erzwungene Heiterkeit in den Mienen, den Greis zu überzeugen ſuchte, daß Alles, was man ihm von dem ſchlechten Betragen Heinrichs erzählte, nur falſche Berichte wären.

„Ich glaube Dir, meine liebe Katharina," ſagte dann der Vater, „ja, ich muß Dir glauben; denn wüßte ich, daß Dein Gatte mich betrogen hätte, und Dir ein Leid zufügte! . . . Bei Gott! ich ſchwöre Dir's, von meiner eigenen Hand ſollte er ſterben . . ."

Inzwiſchen ging der unſelige Gatte immer weiter in ſeinen Unthaten, und das Beßte, was Katharina thun konnte, war, ihm ſo wenig als möglich in den Weg zu gehen.

Eine Hoffnung blieb der armen verachteten Frau noch übrig. Sie fühlte ſich geſegneten Leibes, und dieſe Kunde, dachte ſie, möchte vielleicht ihren Gatten rühren,

und ſeine Liebe wieder erwecken. Eines Tages, da ſie glaubte, der Augenblick wäre günſtig, verkündete ſie Heinrich die frohe Botſchaft.

„Das iſt gar nicht zu verwundern," ſagte dieſer, „denn es iſt eine gewöhnliche Folge der Ehe."

Und dieß ſagte er mit einem ſpöttiſchen Lächeln auf dem Geſichte, und ohne nur einen Blick auf ſeine Frau zu werfen, die ihn ſo lieb hatte. Katharina mußte das Zimmer verlaſſen, denn eine Fluth von Thränen entquoll ihren Augen.

So verfloſſen zwei traurige Jahre. Die Ungebundenheit Heinrichs nahm beſtändig zu, und der Schmerz Katharina's vermehrte ſich in demſelben Maße. Das große Vermögen ſchmolz täglich mehr zuſammen. Katharina konnte endlich ihr unglückliches Loos ihrem Vater nicht mehr länger verborgen halten, und wollte bei ihm Troſt ſuchen. Der Greis ward durch die traurige Erzählung ſeiner Tochter ſo ergriffen, daß ſeine Geſundheit die ſchon ſeit einiger Zeit merklich ſchwach geworden, dadurch einen heftigen Stoß erhielt, und daß er einige Tage darauf das Bett nimmer verlaſſen konnte. Seine Verzweiflung war herzzerreißend, und der Schmerz ſeiner Tochter wurde dadurch nur noch vermehrt. Einen Monat ſpäter gab der unglückliche Greis ſeinen Geiſt auf. In ſeinen letzten Augenblicken beweinte er noch das Schickſal ſeiner Tochter, und fluchte dem Unſeligen, der ſie ins Unglück geſtürzt. Katharina war die einzige Erbin ihres Vaters, und trat nach deſſen Hinſcheiden in den vollen Beſitz ſeines Vermögens.

Jetzt ſchien Heinrich ſeine ſchlechte Lebensweiſe ab-

Digitized by Google

legen zu wollen. Er ſchien zu ſeiner Frau zurückzukehren, und ohne ſie gerade wegen der Vergangenheit um Verzeihung zu bitten, zeigte er doch durch ſein Betragen, daß er Reue darüber fühlte. Mehr verlangte Katharina nicht, und ſie ſchenkte ihm wieder ihre ganze Liebe, die noch lebendig in ihrem Herzen wohnte.

Doch die Bekehrung von Katharina's Gatten war lauter Schein, eitel Heuchelei. Er lauerte nur auf die Schätze ſeines Weibes. Er wußte ſie durch Liebkoſungen zu bewegen, und die arme Frau überließ ihm ohne Bedenken ihr Vermögen. Als er dachte, daß man ihm das Recht, das er darüber erhalten, nicht mehr beſtreiten könnte, fing er wieder ſein voriges Leben an, und ſetzte ſeinen Ausſchweifungen keine Gränzen mehr. Noch einige Zeit, und das ganze Vermögen Katharinens würde verloren geweſen ſeyn, wäre nicht Jemand gekommen, welcher der armen Frau ſeine wohlthätige Hand gereicht.

Eines Tages fand ſich in Katharina's Wohnung ein Fremder ein. Es war ein ſchon bejahrter Mann, von ziemlich hoher Geſtalt, und ſehr mager. Seine Kleider waren nicht ſehr prächtig, und Niemand würde in ihm einen vom Glücke Begünſtigten vermuthet haben.

Als er ſich vor Katharina befand, gab er ſich als einen der beſten Freunde ihres verſtorbenen Vaters zu erkennen. Dieß war genug, um von der Frau mit ungewöhnlicher Freundlichkeit aufgenommen zu werden. Der Fremde begann das Geſpräch: „Meine liebe Frau," ſagte er, „es wird Sie vielleicht ſonderbar dünken, daß ich mich ungebeten um Ihre häuslichen Angelegenheiten kümmere; doch, ſtoßen Sie ſich nicht daran, und, ich bitte Sie

darum, betrachten Sie mich wie Jemanden, der Ihnen nicht ganz fremd iſt, und im Namen Ihres braven ſeligen Vaters zu Ihnen ſpricht, und für Sie Sorge tragen will."

Katharina antwortete: „Mein Herr, Sie können ruhig ſprechen; ich höre."

„Zuvor muß ich Sie noch aufmerkſam machen," ſprach der Unbekannte, „daß ich nicht gewohnt bin, lange einzuleiten, und lieber ohne Umwege gerade dem Ziele zugehe. — Nun, zur Sache denn. — Ihr Mann, meine liebe Frau, iſt ein laſterhafter Menſch, ein Schelm, der nicht verdient, daß ihn die Sonne beſcheint . . ."

„Mein Herr!"

„Laſſen Sie mich reden; ich kenne ihn beſſer, wie Sie, und ich wiederhole es, daß er ein Schelm iſt. Er hat Sie geheirathet, weil Sie reich waren, und nur um Ihres Vermögens willen geliebt. Zuerſt hat er das Geld ſeiner Eltern nutzlos verſchwendet; dann hat er das Ihrige angegriffen, und nun iſt er damit beſchäftigt, es ebenfalls zu verzehren. Gut denn, dem muß ein Ende gemacht werden . . . Sie ſind ſchon unglücklich genug."

Kaum hatte der Unbekannte dieſe Worte ausgeſprochen, als plötzlich die Thüre des Zimmers ſich gewaltſam öffnete, und Heinrich hereintrat. Er hatte vor der Thüre Alles erlauſcht; die Wuth war allen ſeinen Zügen aufgedrückt, und wie raſend ging er auf den Fremden zu. Dieſer ſah ihm kühn in die Augen, und ſchien ihn ruhig zu erwarten.

Der Anblick des Unbekannten ſchien bei Heinrich

eine gänzliche Umwandlung hervorzubringen. Seine Wuth verſchwand mit einemmale, und ſein Blick wurde ſtarr. Endlich öffnete er jedoch den Mund: „Mein ...“

„Nennen Sie meinen Namen nicht!“ unterbrach ihn der Fremde.

„Mein Herr! wer hat Ihnen das Recht gegeben, in mein Haus zu kommen, und mich bei meiner eigenen Frau zu verklagen?“

Der Unbekannte antwortete mit der größten Gelaſſenheit: „Dieß Recht hab' ich mir ſelbſt gegeben.“

„Und ich befehle Ihnen,“ ſchrie Heinrich, „dieß Haus augenblicklich zu verlaſſen!“

„Und ich will,“ antwortete der Fremde mit derſelben Kaltblütigkeit, wie zuvor, „daß Sie eher als ich dieſe Wohnung räumen.“

„Mein Herr, reizen Sie mich nicht; ich könnte ſonſt vergeſſen, daß Sie älter ſind, als ich!“

„Laſſen Sie ſich dadurch nicht zurückhalten!“ ſprach der Unbekannte, mit ſtolzem Trotze ſein Haupt erhebend, „ich lache Ihrer Drohungen. Und nun, hören Sie mich! Sie ſind lange genug der Henker Ihrer Frau geweſen; Sie haben lange genug Geld verſchwendet, das Ihnen nicht gehört, und Ihre Frau und Ihr Kind beſtohlen! Ich will, ich! verſtehen Sie mich wohl, daß Sie augenblicks dieſes Haus verlaſſen, um nie mehr dahin zurückzukehren!“

Heinrich ſchäumte vor Wuth; er trat auf den Fremden zu. Dieſer machte einige Schritte rückwärts zum Fenſter, holte inzwiſchen ein kleines Taſchenbuch hervor, und ſprach, indem er Heinrich einen Wechſel vor die

Augen hielt: „Mein Herr! kennen Sie dieſe Unterſchrift?"

Heinrich warf einen Blick auf das Papier, und mußte ſich an einen Seſſel einhalten, ſo ſehr ſchien er durch dieſen Anblick frappirt. Der Fremde fuhr fort: „Dieſen Wechſel habe ich bezahlt; denn dieſe Unterſchrift iſt mein Name . . . und dieſer Name iſt durch . . ."

„Schweigen Sie, mein Herr, um Gottes willen, ſchweigen Sie, ich bitte Sie; kein Wort mehr, und ich gehorche Ihnen in Allem!" ſchrie Heinrich.

Der Fremde ſchwieg einige Augenblicke, ſteckte das Papier wieder in ſein Taſchenbuch, und ſprach dann, zu Katharina ſich wendend, die eher todt als lebendig ſchien, und wie ohnmächtig in einen Seſſel geſunken war: „Meine liebe Frau, Ihr Leiden nimmt ſo kein Ende, wird nicht merklich erleichtert. Ihr Gemahl, der nie dieſen Namen verdient hat, muß dieſes Haus verlaſſen, und Sie werden ſeiner abſcheulichen Geſellſchaft enthoben ſeyn. Er hat nur noch eine Bitte an Sie . . . Er hat kein Geld mehr; damit er leben kann, werden Sie ihm wohl gleichſam jährlich als Almoſen, eine Summe Geldes zukommen laſſen? Ich denke, fünfhundert Gulden möchten hinreichend ſeyn. Willigen Sie darein?"

„Ich willige in Alles," ſagte ſie; „o Gott, Gott! wie bin ich ſo unglücklich!"

„Ich hoffe, Ihr Gatte wird Ihnen dankbar dafür ſeyn," ſagte der Unbekannte, und dann auf Heinrich zugehend, fuhr er fort: „Mein Herr, Sie können alle drei Monate Ihr Geld bei meinem Correſpondenten in Antwerpen in Empfang nehmen; Sie kennen ihn." Und

Digitized by Google

noch näher auf ihn zutretend, flüſterte er ihm ins Ohr: „Und wenn Sie es wagen, Ihre Frau noch im Mindeſten zu beläſtigen, werde ich Ihre Schande bekannt machen, und Sie wegen Unterſchrift-Verfälſchung dem Gerichte übergeben. Sie wiſſen, daß es mir dazu nicht an Beweiſen fehlt. Und nun, gehen Sie . . .“

Heinrich verließ auf dieſe Worte das Zimmer, und einige Augenblicke ſpäter hatte er auch der Wohnung ſeiner Frau Lebewohl geſagt.

Der Fremde blieb noch einige Zeit lang bei Katharina, um ihr einige Erklärungen zu geben, und ſie zu tröſten. Er ſprach mit ihr von ihrem verſtorbenen Vater, der ihm, wie er ſagte, ſtets ein Herzensfreund geweſen. Bevor er ging, verlangte er ihren Sohn, den kleinen Daniel, zu ſehen. Er ließ das Knäbchen einige Augenblicke auf ſeinen Knien ſich ſchaukeln, küßte es zärtlich, und gab der Frau, als er ſie verließ, nochmals die Verſicherung, daß ſie fortan vollkommen ruhig ſeyn ſollte, und daß er auf Alles ein wachſames Auge haben würde.

Was der Fremde geſagt, bewahrheitete ſich. Heinrich ſtörte ſeine Frau nicht mehr. Er war jedoch weit entfernt, von ſeinem ungebundenen Leben zu laſſen. Die Gewohnheit war bei ihm ſtärker, als die Natur, oder beſſer geſagt, das Laſter war ihm zur Natur geworden.

Katharina's Sohn wuchs inzwiſchen allmälig heran, und die Mutter vergaß mehr oder weniger ihr Unglück, da ſie ſah, welch gute Eigenſchaften ihr Sohn an den Tag legte. Daniel war, an Seele und Leib, das getreue Ebenbild ſeiner Mutter. Er hatte einen ſanften, zärtlichen Charakter, und war liebenswürdigen, aufge-

Digitized by Google

weckten Gemüthes. Als er allmälig in Jahren vorrückte, wurde er mit der Handlungsweiſe ſeines Vaters bekannt, welchen die gute Frau noch immer ſo viel als möglich zu ſchonen ſuchte, und er liebte ſeine brave Mutter deßhalb nur noch um ſo viel inniger. Er hatte ein gerades und geſundes Urtheil, und wußte die Traurigkeit bei Seite zu ſetzen, oder auch unter der Maske der Fröhlichkeit zu verbergen. Doch wir werden ſpäter auf den Jüngling zurückkommen; jetzt wollen wir mit ein Paar Worten die Geſchichte Heinrichs vollenden.

Einen Monat vor Daniels Rückkehr war der Vater krank geworden. Eine Krankheit, welche anfangs nur eine Unpäßlichkeit ſchien, hielt ihn an's Lager gefeſſelt. Dieſe Zeit war günſtig, um ſeinen Geiſt in vergangene Zeiten zurückſchweifen zu laſſen. Jetzt ſah er erſt ein, wie unglücklich er ſeine Frau gemacht, die ihn immer ſo zärtlich geliebt hatte, und jetzt fing er auch an, darauf zu denken, ſich mit ihr zu verſöhnen. Nachdem er lange gegen ſeinen Hochmuth und ſeine Scham gekämpft, ließ er Katharina bitten, ſie möchte ihn einmal beſuchen. Die gute Frau gewährte dieſe Bitte, und von nun an kam ſie täglich zu ihm, und tröſtete ihn, und ließ ihn mit Allem verſorgen, was ſein Zuſtand erheiſchte. Endlich, als ſeine Krankheit ſich verſchlimmerte, faßte ſie den Entſchluß, ihn nach ihrer Wohnung bringen zu laſſen.

In dieſem letzten Zeitpunkte war es, wo die brave Mutter ihrem Sohne geſchrieben, und ihn gebeten hatte, nach Hauſe zu kommen. Daniel, welcher ſeiner ſchwachen Geſundheit wegen einige Jahre auf Reiſen zugebracht, und dieſe Zeit dazu benützt hatte, ſeine Studien

Digitized by Google

in der Malerei fortzuſetzen, welche er zu ſeinem Vergnügen betrieb, befand ſich gerade in dieſem Augenblicke nicht weit vom Vaterlande. Er konnte alſo mit der größten Eile der Bitte ſeiner Mutter genügen, und kam ſo, wie der Leſer geſehen, gerade noch frühe genug, um ſeinem Vater Alles verzeihen, und ihn mit dem Himmel ausſöhnen zu können.

IV.

Einige Tage ſind ſeit Heinrichs Tode verfloſſen. Daniel und ſeine Mutter befinden ſich in dem Zimmer, welches wir dem Leſer bereits geſchildert haben, und ſitzend vor einem kleinen runden Mahagonytiſchchen.

Daniel hat ein weißes Papier vor ſich liegen; er hält eine Feder in der Hand, und ſcheint auf das Dictat ſeiner Mutter zu warten. Eine Menge beſchriebener Papiere bedecken den Tiſch. Katharina iſt damit beſchäftigt, dieſelben in Ordnung zu bringen.

„Biſt Du bereit, Daniel?“ fragte ſie endlich, nach ihrem Sohne aufblickend.

„Ich warte nur auf Dich, Mutter,“ ſagte der Jüngling.

Nun liest die Frau eine Menge Rechnungen ab, wovon Daniel immer die Summen aufzeichnet. Nach einiger Zeit ſprach die Mutter: „Daniel, zähle einmal dieß zuſammen.“

„Siebenzehnhundert und eilf Gulden . . .“ ſagte der Jüngling. „Iſt dieß Alles, Mutter?“

Digitized by Google

„Nein, mein Kind, hier ſind noch eine Menge Rechnungen, ſchreibe nur weiter.“

Daniel ſetzte ſich wieder ans Werk, und ſummirte noch die übrigen Poſten zuſammen. Als endlich Katharina um die Totalſumme fragte, antwortete der Jüngling mit einem tiefen Seufzer: „Zweitauſendſechshundert Gulden und ſiebenzig und eine halbe Centime.“

Katharina ſchwieg eine Weile, und betrachtete traurig die auf dem Tiſche zerſtreut liegenden Rechnungen. Daniel nahm wieder das Wort: „Mutter,“ ſagte er, „mir ſcheint, daß er uns nach ſeinem Tode noch verfolgt.“

„Kind,“ antwortete die Frau, „wie magſt Du ſo ſprechen? Haſt Du ſchon aus dem Gedächtniſſe verloren, daß ich und Du Deinem Vater verziehen haben?“

„Ich erinnere mich deſſen ſehr wohl, meine Mutter, und was ich gethan habe, iſt aus aufrichtigem Herzen gekommen; doch ich erwartete mir nicht . . .“

„Mein Sohn,“ unterbrach ihn Katharina, „wenn es ſo bequem wäre, zu verzeihen, und uns nur Vergnügen gewähren würde, ſo wäre das Verdienſt auch nur ſehr klein und wenig. Und doch, ich habe Dir dieß zu ſagen vergeſſen, Dein Vater hat mir an ſeinem Sterbetage einige Worte darüber geſagt, und ich habe ihm verſprochen, für Alles zu ſorgen.“

„Wenn es ſo iſt, Mutter . . .“

„Und,“ fuhr die Frau fort, ihren Sohn noch einmal unterbrechend, „Du trägſt den Namen Deines Vaters, und die Ehre dieſes Namens muß ſo viel als möglich wieder hergeſtellt werden. Wir müſſen trachten, daß Du nie darüber erröthen darfſt.“

Digitized by Google

„Genug, meine Mutter," ſprach Daniel, „genug; verzeih' mir, was ich geſagt; thue, wie es Dir am beſten dünkt; Du weißt, daß ich alle Deine Gefühle theile, und mich vollkommen auf Dich verlaſſe."

„Recht ſo, mein Sohn, ich kenne Dein Herz; doch ich will nicht, daß Du mir blindlings folgen ſollſt. Sage mir alſo gerade heraus, ob Du in Deinem Gemüthe denkſt, wie ich, und ob das Opfer, das wir bringen, Dir nicht zu ſchwer fällt?"

„Durchaus nicht, meine liebe Mutter."

„Du weißt," fuhr Katharina fort, „daß unſer baares Vermögen ſehr zuſammengeſchmolzen iſt, und daß wir fortan mit großer Sparſamkeit werden leben müſſen?"

„Die Kunſt, die ich bisher nur zu meinem Vergnügen getrieben," ſprach Daniel, „ſoll mir nützlich werden. Ich werde Geld damit verdienen können, wie Andere, und werde vielleicht glücklich genug ſeyn, einſtens all das Verlorene wieder einzubringen."

„Mein Sohn, ich verlange keine Schätze. Ehrlich durch die Welt zu kommen, iſt mein größter Wunſch. Arbeite jedoch, mein Sohn; das Geld kann Dir einſtens von Nutzen ſeyn. Um mich mußt Du Dich nicht bekümmern; denke nur an Deine Zukunft. Darum rathe ich Dir, darnach zu trachten, daß Du einige Bekanntſchaften machſt, und Dir einige Freunde erwirbſt; denn allein, merke Dir's wohl, mein Kind, allein kann man nicht durch die Welt kommen."

„Du ſollſt nicht über mich zu klagen haben, meine liebe Mutter," antwortete der Jüngling, indem er auf-

ſtand, und einen zärtlichen Kuß auf die blaſſe Wange der Frau drückte.

„O, das weiß ich, mein braver Daniel," ſprach Katharina, „ich kenne Dein gutes Herz, und ich danke dem Himmel dafür, daß er Dich mir zum Tröſter geſchenkt hat. Du ſiehſt es, der Herr ſchlägt nie eine Wunde, außer er legt auch gleich eine Salbe darauf . . ."

„Noch eine Zeit lang fuhren Mutter und Sohn in einem herzlichen Geſpräche fort. Daniel machte die ſchönſten Pläne für die Zukunft, und hoffte, ſeiner Mutter wohl noch einſtens ein reichliches Auskommen verſchaffen zu können. Er ſah ſich ſeine Lebensbahn vorgezeichnet, und gelobte ſich, mit Muth und Ausdauer auf derſelben fortzugehen. Ja die Phantaſie des Jünglings ward beflügelt, und verlor ſich in's Unendliche. Er irrte mit ſeinem Geiſte in der Dichterwelt, über der irdiſchen erhaben, und fühlte ſich von den ſchönſten Träumen hingezogen. Er ſah Chöre von Himmelsgeiſtern, mit reichen goldfarbigen Flügeln, durch den unendlichen Raum hinfliegen; er hörte ihre entzückenden Geſänge in die Höhe ſteigen; er fühlte die Geiſter, er drückte ſie in ſeine Arme, und ſchwebte mit ihnen im Triumphe durch den Himmel; er ſah die ſchnelle Fama die Poſaune an den Mund ſetzen, und befahl ihr, ſeinen Namen, neben denen anderer Sterblichen, ertönen zu laſſen. — O Phantaſie! was biſt du für eine ſchöne, liebliche Verführerin! . . . .

Digitized by Google

V.

Herr van Berchem iſt ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, fünf Fuß hoch, vier Fuß im Umfang. Seine Haare ſind grau und dünn geſäet, wie man zu ſagen pflegt; er hat einen breiten Mund, eine mittelgroße Naſe, kleine graue Augen, herabhängende Backen und ein doppeltes Kinn. Ein kurzer Hals, hervorſpringender Bauch und dünne Beine vollenden das Conterfei dieſer Perſon. Julie, ſeine Frau, iſt eine große Frau, mit einem Schwanenhalſe, und ungemein mager. Ihre feinen, ſchwarzen Locken ſind ſchon mit manchen grauen Haaren durchwoben. Ihre Erſcheinung iſt jedoch nicht unangenehm. Sie hat einen ſchönen Mund und noch all ihre Zähne. Ihre ſchönen dunkelbraunen Augen haben einen ſanften Ausdruck, und deuten auf eine gefühlvolle Seele. Ihre Hände ſind weiß wie Milch. Ihre Tochter Maria kann ungefähr das Alter von dreiundzwanzig Jahren erreicht haben. Sie hat ſchwarze Augen, ſchwarze Haare, feine Geſichtszüge, eine ſchöngeformte Stirne und feingezeichnete Augenbrauen; ihre Haut iſt weich wie Seide, und von einer lichtbräunlichen Tinte; mit einem Worte, ſie iſt ein himmliſches Mädchen.

Herr van Berchem (im Begriffe, ſeine Toilette zu machen). „Julie, ſieh doch einmal, welch ein Eſel der verfluchte Schneider iſt. Erinnerſt Du Dich noch, daß ich ihm ſagte: „„Johann,““ ſagte ich, „„trachten

Sie darnach, daß der Rock bequem und doch gut ausfällt!"" Ja! gut. Der Dummkopf! Sieh einmal, wie bequem er ihn gemacht hat! da! . , . ich verſchmachte darin . . . Sieh' die Aermel an . . . wie ſchmal! wie eng! . . . Er denkt gewiß, daß ich ſo mager bin, wie ein Häring, oder wie er, der Ausgemergelte? Da! ich könnte eher mit meiner Hand an den Mond reichen, als dieſe Knöpfe hier vorne zumachen. Verfluchter Schelm! verwünſchter Schlingel! Er glaubt gewiß, ein vernünftiger Menſch hat keinen Bauch, wie ein Kleiderſtock . . . Und dieſe Aermel, ſieh', wie meine Arme hineingezwängt ſind. Es werden die Näthe aufſpringen, das iſt gewiß . . . und dieſe Aufſchläge! wie klein, wie armſelig! . . ."

Julie. „Mein lieber Mann, ich rathe Dir, einen andern Schneider zu nehmen."

Van Berchem. „Einen andern Schneider? Ja, Du haſt auch Einfälle . . . einen andern Schneider, he! und was iſt es dann? Gibt es einen einzigen ehrlichen Schneider in der ganzen Stadt Antwerpen?"

Julie. „Warum nicht? Das möchte doch zu verwundern ſeyn!"

Van Berchem. „Schweig, Frau, ich habe Mitleid mit Deinem beſchränkten Urtheile! Du kennſt die Schneider nicht, ſag' ich Dir! — Weißt Du, warum mir dieſer Rock ſchlecht geht, weißt Du, warum er verdorben iſt, warum er zu eng iſt?"

Julie. „Nun, warum, van Berchem, warum?"

Van Berchem. „Warum? Einzig und allein deßwegen, weil ich das Tuch nicht bei ihm gekauft habe,

weil ich das Tuch ſelbſt dazu habe geben wollen, weil ich mich nicht doppelt von dieſem Schelm betrügen laſſen wollte, von dieſem . . ."

Julie. „Das iſt wirklich abſcheulich."

Van Berchem. „Und weißt Du ferner, warum er zu klein iſt? . . . Weil er die großen Abfälle durch die Scheere gezogen hat. Ich bin überzeugt, daß der Taugenichts von dem Ueberſchuſſe eine Weſte tragen und von dem Reſte für ſeinen Jungen noch eine Mütze machen laſſen wird."

Julie. „Sie ſind wirklich Taugenichtſe. Es iſt abſcheulich."

Van Berchem. „Abſcheulich, ja, man könnte ſich vor Wuth darüber zu Tode ärgern! Man möchte Feuer ſpeien!"

Maria (mit ſanfter halb ſpottender Stimme). „Aber Vater, mir däucht, der Rock ſteht Dir gar nicht ſo ſchlecht. Im Gegentheile, Du ſcheinſt darin um zwanzig Jahre jünger."

Van Berchem. „Aber Kind, ich kann ihn ja nicht zuknöpfen."

Maria. „Gut, Vater; aber das iſt jetzt Mode: man knöpft die Röcke nicht mehr zu; die Knopflöcher leiden dadurch zu ſehr."

Van Berchem. „Es iſt möglich, daß dieß jetzt Mode iſt; aber meine Mode iſt es doch nicht, in meinen Kleidern wie gefangen zu ſeyn. Und dann bin ich gewiß, daß der Rock ſchlecht genäht iſt. (Er zieht an der Naht.) Da ſieh' einmal, wie die Stiche zum Vorſcheine kommen . . . Betrügerei! ſag' ich Dir. Und

dann die Knopflöcher, ich bin überzeugt, daß kein Richtfaden drinnen iſt! . . . Der Spitzbube! er hat gut gethan, den Rock zu enge zu machen, und mir die Möglichkeit zu benehmen, ihn zumachen zu können; denn ich weiß gewiß, daß die Knopflöcher bald reißen würden.“

Maria. „Nun, Vater, Du magſt ſagen, was Du willſt, ich bleibe auf meiner Behauptung, daß Dir der Rock wie angegoſſen ſitzt.“

Van Berchem. „Ja, ja, er ſitzt mir wie angegoſſen, ich fühl' es wohl . . .“

Herr van Berchem geht einige Augenblicke ungeduldig und vor ſich hin murmelnd im Zimmer auf und nieder. Endlich ſagt er: „Nun, Frau, und Du, Maria, macht jetzt auch ein wenig Anſtalten. Die Geſellſchaft kann alle Augenblicke kommen, und Ihr werdet noch nicht angekleidet ſeyn. Ich muß Euch doch an Alles erinnern und auf Alles ein Auge haben. Geht, ich werde inzwiſchen hier Alles in Ordnung bringen.“

Maria entfernte ſich mit ihrer Mutter. Herr van Berchem beſchäftigt ſich nun damit, die Stühle in Ordnung zu ſtellen; er nimmt eine Federbürſte, und ſtäubt das Piano ab. Hierauf legt er einige Muſikbücher auf kleine Pulte, die hinter dem Klavier in einem Halbkreiſe herumſtehen. Nun ſteckt er die Wachskerzen auf die Leuchter, und als er glaubt, daß Alles in Richtigkeit ſey, geht er vor den Spiegel hin, um ſeinem Halstuche, ſeinem Hemde und breiten Hemdkragen die ſchönſte Lage zu geben, deren ſie fähig zu ſeyn ſcheinen.

Nun iſt Alles in Bereitſchaft, nun gibt es nichts mehr zu thun; die Gäſte dürfen kommen.

Herr van Berchem ſpaziert langſam durch das Zimmer; er erwartet jetzt die Geſellſchaft mit Ungeduld. Es wundert ihn, daß noch Niemand erſcheint: Alles iſt ſchon bereit, und er erwartet ſie noch immer . . .

Er bleibt eine Viertelſtunde in ungeduldiger Erwartung. Plötzlich öffnet ſich die Thüre des Saales; es ſind wahrſcheinlich Gäſte! Van Berchem fühlt ſich erröthen; er gibt ſeinem Geſichte einen lächelnden Ausdruck und macht zwei Schritte auf die Thüre zu. Ein Compliment liegt ſchon auf ſeinen Lippen bereit. Die Thüre geht inzwiſchen vollends auf, und van Berchem hat bereits ſein Compliment begonnen, als er in den Eintretenden endlich ſeine Frau und ſeine Tochter erkennt: „Nun," rief er, „was kommt denn Ihr ſchon? Es iſt noch Niemand von den Geladenen da. Geht, wir dürfen nicht das air haben, ſie ſo ungeduldig zu erwarten; das iſt mauvais genre!"

Julie. „Im Gegentheile, mein lieber Mann, es ſcheint mir, daß wir den Eingeladenen ſchuldig ſind, Ihnen dieſe Ehre zu erweiſen."

Van Berchem. „Frau, ich wiederhole Dir noch einmal, daß Du einen beſchränkten Verſtand beſitzeſt, daß Du kein savoir-vivre haſt. Nun, geht jetzt, es iſt genug, daß Ihr bereit ſeyd; wenn es Zeit iſt, werde ich Euch rufen laſſen."

Van Berchem nimmt ſeine Frau und Tochter ſanft bei der Schulter, und zwingt ſie, das Gemach zu verlaſſen. Hierauf fährt er fort, im Saale auf und nieder zu gehen. Einen Augenblick ſpäter treten ein Paar Gäſte ein.

Digitized by Google

„Ei, die liebe Eliſa und der wackere Florent!" ruft van Berchem. „Sie haben eine Ehre davon, Sie ſind die Erſten."

Fräulein Eliſa und Herr Florent machen die nöthigen Verbeugungen. Ein zweites Mal geht die Saalthüre auf. Herr van Berchem bringt andere Begrüßungen hervor, und erhält deren zurück. Noch ein drittes, viertes Mal öffnet ſich die Thüre, und jedesmal treten neue Gäſte ein. Van Berchem ſchwitzt Waſſer und Blut; er iſt mit ſeinen Complimenten, die er eingelernt, zu Ende; er kann nur mehr dieſelben wiederholen, und fürchtet, ſich lächerlich zu machen. O, wo ſind jetzt ſeine Frau und Maria! ... „He, Johann, rufe meine Frau und Maria!"

Dieſer Befehl wurde durch den Bedienten vollzogen. Einen Augenblick ſpäter treten zwei Damen ein. Van Berchem ſchnaubt ihnen ins Ohr: „Wo bleibt Ihr doch! Ihr ſeyd nie da, wenn man Euch braucht!"

Die Damen thun, als ob ſie nicht hörten, und geſellen ſich zu der ſchon zahlreichen Geſellſchaft. Durch van Berchems Benehmen erſcheinen ſie ſelbſt als Gäſte, die eben eintreten. Ein leichtes Roth bedeckt die Wangen Maria's. Dieſe Farbe verſchwindet jedoch bald, und das liebe Mädchen weiß ſich alſogleich der Geſellſchaft angenehm zu machen. Julie ſpricht laut und macht viele Complimente. Einigen iſt die Frau angenehm, andern unerträglich. Die am vernünftigſten ſeyn wollen, ſchenken ihr wenig Aufmerkſamkeit, und ſuchen mit Maria ins Geſpräch zu kommen.

Die Geſellſchaft iſt noch nicht ganz beiſammen, als

Digitized by Google

van Berchem auf ſeine Tochter zugeht, und ihr ins Ohr flüſtert: „Soll ich der Geſellſchaft einige Erfriſchungen anbieten laſſen?“

„Es iſt noch zu früh, Vater,“ antwortet das Mädchen.

„Das finde ich nicht,“ ſpricht van Berchem bei ſich, und geht, im Stillen ſeine Befehle zu geben. Der Bediente Johann erſcheint bald mit einem mit feinen Getränken und Limonade bedeckten Tiſche. Niemand genießt etwas. Van Berchem allein nimmt ein Glas Limonade: „ich werde ein Beiſpiel geben müſſen,“ denkt er.

Sein Beiſpiel findet nur einen einzigen Nachahmer.

Ehe wir dieſes Schauſpiel fortſetzen, wollen wir unſern Leſern einige Worte zur Erklärung mittheilen, und ihnen ſagen, wer der Herr van Berchem iſt.

Dreißig Jahre vor der Zeit, in welche unſere Erzählung fällt, kam ein junger Bauer aus einem der umliegenden Dörfer nach Antwerpen, in der Abſicht, ſich dort auf den Kaufhandel zu legen. Er hatte eine gewiſſe Art Gelehrheit bei dem Küſter des Dorfes ſich erworben, und dieß war ihm genug; er beſaß einiges Geld, und ſein Grundſatz war; der Kaufhandel iſt eine Lotterie, und vollkommen dem Zufalle unterworfen. Man braucht dazu keine andern Kenntniſſe, als gut rechnen zu können. — Wir wollen hier nicht unterſuchen, ob der Grundſatz des Herrn van Berchem auf feſtem Grunde ruhte; doch das iſt gewiß, daß der plumpe Bauer immer Glück hatte, daß alle ſeine Unternehmungen gut ausfielen, und daß er nach Verlauf von faſt dreißig Jahren für gut fand, den Handel aufzugeben, den Reſt ſeiner Tage in Ruhe zu beſchließen, und ſeinen Reichthum zu genießen.

Digitized by Google

Mit all dem war Herr van Berchem immer ein plumper Bauer geblieben. Unter ſeinen koſtbaren Kleidern ſah man noch ſtets mehr oder minder den Pflug durchſcheinen, und ſein reicher Spazierſtock mit dem goldenen Knopfe erinnerte unwillkürlich an den eichenen Stab, mit dem er in ſeiner Jugend die Heerde auf die Weide trieb.

Doch dieß hinderte nicht, daß van Berchem in der ganzen Stadt gerne geſehen wurde. Seine natürlichen guten Eigenſchaften beherrſchten ſeine Unbehülflichkeit, und wir können dem braven Manne nur zwei Fehler vorwerfen, neulich: ſein immerwährendes mürriſches Weſen, und ſeinen unüberwindlichen Eigenſinn. Dieß letzte Gebrechen, ſagte man, wäre der Hauptgrund ſeines Glückes geweſen. Seine Frau Julia oder Julie, wie er ſie nannte, war eine gute Frau, und ihrem Manne vollkommen unterworfen. Sie hielt ſich überzeugt, daß er wirklich großes Geiſtesvermögen beſaß: das erworbene Vermögen war ihr ein unumſtößlicher Beweis davon. Sie kannte auch ſeinen Starrſinn, und hatte ſchon lange gelernt, ſich ſeinem Willen zu beugen, überzeugt, daß durch Widerſtand nichts auszurichten wäre.

Maria hatte wenig Aehnlichkeit mit ihren Eltern. Nur die Sanftmuth und Nachgiebigkeit ihrer Mutter beſaß ſie, doch in geringerem Grade. Die Natur hatte ſie mit einem lebhaften Geiſte und geſunden Urtheile ausgeſtattet. Ihr Herz war für das Schöne empfänglich, und ihre Seele war rein und fleckenlos, wie die Seele eines Engels. Sie war der Troſt ihrer Mutter, der Stolz ihres Vaters, und nicht ſelten ver-

mochte ſie auf Letzteren einen guten Einfluß auszuüben. Sie hatte ihn ſchon dreimal in ihrem Leben von einem abſurden Gedanken abgebracht; ein Sieg, deſſen ſie ſich allein auf Erden rühmen durfte.

Wir haben bereits geſagt, daß das Mädchen unvergleichlich ſchön war.

Kehren wir nun zu unſerer Geſellſchaft zurück.

Alle Eingeladenen ſind verſammelt. Van Berchem ſieht mit Vergnügen, daß man bereits angefangen hat, ſeine Getränke zu koſten. Die Unterhaltung iſt lebhaft, und mancher Scherz durchfliegt den Saal. Mit einemmale erhebt van Berchem ſeine Stimme: „Meine Herren und Damen, die Muſik beginnt; Jeder auf ſeinen Platz.“

„Die Komödie fängt an,“ ſagt ein liebes hübſches Mädchen.

„Van Berchem kommt mir vor wie ein Schauſpieldirector,“ ſagt ein Herr, das Mädchen, welches eben geſprochen, mit einem erzwungenen Lächeln betrachtend.

„Ich ſehe den Mann gerne,“ ſagt ein anderer, der ſchlimm erſcheinen will, „ſeine Weine ſind ausgezeichnet.“

Inzwiſchen haben die Muſiker, die theils Liebhaber, theils bezahlte ſind, ihre Inſtrumente zur Hand genommen. Man wartet nur auf das Zeichen, um eine Ouverture zu beginnen. Das Zeichen wird gegeben, und der ganze Saal erdröhnt. Einige Damen, die ſehr zarte Gehörnerven haben, müſſen ſich die Ohren zuhalten. Van Berchem wollte mit aller Gewalt haben, daß Blechinſtrumente zu dem Concerte verwendet würden. Sonſt kommt ihm die Muſik zu ſchwach vor, und kann ſeine Seele, wie er ſagt, nicht ergreifen.

Digitized by Google

Der Flötenſpieler. „Wie finden Sie dieſes monster concerto?“

Der Clarinettiſt. „Abſcheulich ſchön; ein vollkommener Charivari.“

Der Flötenſpieler. „Sehen Sie einmal den alten van Berchem an; er fühlt ſich in den dritten Himmel verſetzt; er iſt ſchon im Geſpräche mit St. Pauwel.“

Der Clarinettiſt. „Ich glaube wahrhaftig, daß der Burſche ein blechernes Trommelfell hat; er findet nur an Tönen Geſchmack, welche die Ohren zerreißen.“

Der Flötenſpieler. „Haben Sie ſeinen Rock ſchon bemerkt? Er ſieht darin aus wie ein Unding.“

Der Clarinettiſt. „Schweigen Sie; Sie machen mich ſonſt lachen.“

Der Flötenſpieler. „Und ſeine ehrwürdige Frau Gemahlin! Sie hat viel Aehnlichkeit mit einer Nürnberger Puppe. Es iſt doch eine brave Frau.“

Der Clarinettiſt. „Und das iſt die Mutter eines ſolchen Engels von einem Mädchen ...“

Hier kam die Reihe an die beiden Sprechenden, beim Concerto einzufallen, und ſo lange das Stück noch dauerte, konnten ſie kein Wort mehr wechſeln.

Als die Ouverture geendet war, trat eine ſchon bejahrte Perſon an’s Piano. Es war Maria’s Muſiklehrer. Ein ſanfter Ausdruck lag in ſeinem Geſichte; die Güte ſtrahlte aus ſeinen blauen Augen, und Gang und Bewegung verriethen eine gewiſſe Furchtſamkeit, die nur durch den beſtändigen Umgang mit Menſchen etwas gemildert war. Er ſetzte ſich vor’s Piano, ſeine langen

Finger liefen mit Blitzesſchnelle über's Klavier hin, und ein Strom von Harmonie durchfluthete den ganzen Saal. Nun erhob er ſeine Blicke auf das Muſikbuch, das aufgeſchlagen vor ihm lag, und plötzlich an die Geſellſchaft ſich wendend, ſprach er: „Herr Daniel, wollten Sie uns nicht das Vergnügen machen, dieſes Stück mit der Violine zu begleiten?"

Der Jüngling, an den dieſe Worte gerichtet waren, und der ebenderſelbe Daniel war, den der Leſer bereits kennt, ſuchte ſich zu entſchuldigen; doch Herr van Berchem, ſo wie eine Menge Mädchen aus der Geſellſchaft, drangen ſo ſehr in ihn, daß er den Wunſch erfüllte, und zum Piano trat. Einer der Muſiker überreichte ihm eine Violine.

Als Daniel neben dem Pianiſten ſtand, warf er dieſem einen Blick zu, der ſagen wollte; „Warum verlangen Sie das von mir?"

Der Pianiſt verſtand dieſe Augenſprache, und antwortete ſtille: „Wir ſpielen nur für uns Beide."

Das Duo begann, und der Saal ſchien einigen anweſenden Muſikkundigen wie in einen Himmel umgeſchaffen. Melodienſtröme brauſten aus dem Piano, und Daniels Inſtrument tönte dazwiſchen, wie ein langer Seufzer, der ſich aus der Tiefe eines Herzens erhob, um in andere Herzen zu dringen. Die Seelen der beiden Tonkünſtler waren wie in einander verſchmolzen. Sie umarmten einander, ſie koſ'ten ſich, ſie weinten oder jauchzten zuſammen, und fühlten ſich über das Irdiſche erhoben. Als ſie aufhörten, waren beide Künſtler ergriffen. Eine dunkle Röthe hatte ihre Wangen bedeckt,

und ihre Augen glühten von einem ungewöhnlichen Feuer. Der Pianiſt drückte Daniel die Hand, und beide gingen nach ihren Plätzen zurück. Sie hörten die Bravo's und das Beifallklatſchen nicht, das ihnen die Verſammlung zuſandte. Der Jüngling bemerkte nur, daß ſich eine Thräne aus Maria's Auge ſchlich, und daß das Mädchen erröthete.

Van Berchem ſagte zu einer Perſon, die neben ihm ſaß: „Was mich betrifft, Herr N., ſo hat mir das vorige Stück beſſer gefallen."

„Mir auch!" ſprach der Angeredete mit einem leichten Lächeln.

Jetzt wurde ein Quatuor ausgeführt, und hierauf wurden abwechſelnd von den Fräulein und jungen Herren Romanzen vorgetragen, deren Ausführung jedoch, wie es in ſolchen Fällen gewöhnlich iſt, unter der Mittelmäßigkeit blieb.

Maria weigerte ſich dieſen Abend ſtandhaft, etwas zu ſingen. Dieß ſchien Herrn van Berchem zu wundern, und ſeinem Gefährten, den er darüber fragte, kam es ebenfalls unbegreiflich vor. Dieſer Letztere warf einen unterſuchenden Blick zuerſt auf das Mädchen und dann auf Daniel, und ein leichter Unwille durchzuckte ſein Geſicht.

„Wer iſt dieſer Herr Daniel?" fragte er van Berchem.

„Ich kenne ihn nur dem Namen nach," antwortete dieſer. „Maria's Muſiklehrer hat ihn eingeführt; er ſcheint mir ein wackerer junger Mann zu ſeyn; er war lange vom Vaterlande ferne und es ſcheint, daß er ein guter Maler iſt."

Digitized by Google

„Dann iſt er der Sohn des Heinrich B....?"

„Eben der; doch er iſt gerade das Gegentheil ſeines Vaters. Seine Mutter iſt eine brave Frau, die von der ganzen Stadt mit großer Achtung behandelt wird."

Hier wurde das Geſpräch abgebrochen, denn Herr van Berchem ſtand auf und miſchte ſich unter die Geſellſchaft.

Das Concert ging zu Ende und allmälig verließ die Geſellſchaft die Wohnung des Herrn van Berchem.

Maria war die ganze Nacht über traurig. Der Schlaf wollte ſich ihrem Lager nicht nähern. War der Eindruck der Muſik Schuld daran, oder mußte man es einer anderen Urſache zuſchreiben? —

Dieß wird uns ohne Zweifel der Verlauf unſerer Geſchichte lehren.

VI.

„Willkommen, mein beſter Daniel!" rief Herr Martin, von ſeinem Piano aufſtehend, „ſetzen Sie ſich."

Daniel drückte ſeinem Freunde die Hand und genügte ſeiner Aufforderung.

„Gute Nachrichten, mein Freund," fuhr Martin fort. „Ich habe mit Herrn van Berchem geſprochen und er hat mir den Auftrag gegeben, mit Ihnen über das Stundengeld übereinzukommen."

„An letzterem iſt mir wenig gelegen," antwortete der Jüngling mit einem freudigen Ausdrucke auf ſeinen Zügen.

„Im Gegentheile," ſagte Martin, „dieß iſt eine Sache

vom größten Intereſſe: Sie wiſſen, was Sie beſchloſſen haben. Sie wollen Nutzen aus Ihrer Kunſt ziehen; es muß alſo gerechnet werden.“

„Nutzen aus der Kunſt ziehen!“ wiederholte der Jüngling mißmuthig, „iſt Ihnen dieſer Gedanke nicht peinlich, mein Freund?“

„Ich verſtehe, Daniel; doch, was wollen Sie? Wir leben in einer Zeit, wo Alles feil geboten werden muß. Der Künſtler muß ſich bekannt machen, man ſucht ihn nicht mehr auf. Der Maler muß ſagen: Seht hier meine Werke! das iſt ſchön! ... Wie viel wollt Ihr mir bezahlen, wenn ich es Euch gebe? — Der Tonkünſtler muß ſagen: hört einmal, verlaßt einmal auf einige Augenblicke Eure Geſchäfte, um auf meine Kunſt zu merken. Hört einmal: ich werde Euch göttliche Lieder hören laſſen, Ihr werdet mit mir durch die Himmel ſchweben, ich werde Euch die Erde mit ihren Mühen und Laſten auf einige Augenblicke vergeſſen machen und dann, ſagt mir: wie viel wollt Ihr mir dann geben? wie oft wollt Ihr mir erlauben, daß ich Euch dieſe himmliſchen Genüſſe verſchaffe ... und meinen Lohn dafür erhalte? ... Oder gar noch ärger: — Darf ich, wenn des Abends Eure Säle von Menſchen wimmeln, wenn Ihr dort den Becher des Lebens an die Lippen ſetzt, wenn Ihr Euch müſſig auf Eure Ruhebette dehnt und Eure Eitelkeit zur Schau ſtellt, darf ich dann kommen, um einige Stunden lang meine himmliſche Kunſt zu entheiligen, um Eure gefühlloſen Ohren zu kitzeln, um als ein Meubel Eure Säle zu zieren — und werdet Ihr mir dann einen guten Lohn geben? ...“

Digitized by Google

„Hören Sie auf!“ ſeufzte Daniel, „dieſe Schilderung iſt zu ſchrecklich!“

„Dieſe Schilderung iſt die reine Wahrheit, mein Freund. Was wollen Sie? wer in der Geſellſchaft lebt, muß ſich nach der Geſellſchaft richten.“

„Es iſt ſchön, dagegen zu kämpfen!“

„O, ich habe lange, lange gekämpft, mein Freund; ich habe dabei meine ſchönſten Kräfte verloren und war doch endlich gezwungen, meine Kunſt dienen zu laſſen. Ich bin auch einſt jung und jugendlich geweſen, wie Sie jetzt, Daniel; doch meine ſchönen Träume habe ich, einen nach dem andern, verſchwinden ſehen. Ich habe gegen den Strom gekämpft, lange gekämpft, und doch hat er mich endlich ſchwindlich in ſeiner Strömung mit fortgeriſſen. O Freund, Sie wiſſen noch nicht, was man Alles durchmachen muß, um die Kunſt rein und unbefleckt in ſeiner Seele zu bewahren! . . .“

„Martin, Ihre Worte ſind entmuthigend; Sie wiſſen nicht, wie ſie mir das Herz durchſchneiden; ich habe Sie nie ſo ſprechen hören.“

„Es hat ſich nie die Gelegenheit ſo dazu gegeben, mein Freund. Vor Ihrer Reiſe in's Ausland waren Sie noch zu jung; als ich Ihnen noch Unterricht in der Muſik gab, würden Sie eine ſolche Sprache nicht verſtanden haben. Allein jetzt will ich, jetzt muß ich ſprechen. Es iſt beſſer, Sie lernen Ihre künftige Stellung vorher kennen. Der Schmerz, den Sie ſpäter fühlen werden, wird um ſo leichter erſcheinen. Und doch, mein lieber Daniel, doch ſollen unſere Seelen nie befleckt werden, und die Kunſt, die heilige Kunſt wird

Digitized by Google

nicht ſterben, ſo lange ſich noch zwei Künſtler begegnen, ſo lange man noch bisweilen ſeine Seele in eine andere ergießen kann, die uns verſteht… Doch laſſen wir dieß und fahren wir fort. Sie haben ſich alſo entſchloſſen, Daniel, von Ihrer Kunſt zu leben?"

„Ich will es Ihnen gerade heraus ſagen," ſeufzte der Jüngling, „ich habe die Nothwendigkeit deſſen eingeſehen; doch ich ſehe auch, welche Schwierigkeiten ſich mir darbieten."

„Zwei Wege gibt es, auf denen Sie Ihr Ziel erreichen können; der eine iſt, die Gunſt der Menge durch Charlatanismus zu gewinnen; der andere iſt, ſich dieſe Gunſt durch Offenheit und wahre Verdienſte zu erwerben."

„Ich habe beſchloſſen, dieſen letzten Weg zu wählen."

„Der andere iſt bequemer…"

„Ich weiß es; doch ich fühle mich zu groß, um ſolche Mittel zu gebrauchen. Nein, nie werde ich bei einem niedrigen Brodſchreiber mir einige Lobhudeleien erbetteln. Nie mag ich meinen Ruhm dem verderblichen Journalismus verdanken!"

„Gut, Freund; ich weiß es, Sie können, ſo wenig als ich, anders denken; aber klagen Sie dann auch nicht, wenn Sie ſich immer zurückgeſetzt ſehen, wenn Sie ſich in Ihren ſpätern Lebenstagen vergeſſen und verkannt fühlen, wie ich."

„Mag es immer ſo gehen, mein Freund; es ſoll mir nicht an Muth fehlen. Ich habe ſeit einiger Zeit meine Lehrjahre begonnen und ich verſichere Sie, daß ich ſchon Vortheil daraus gezogen habe und daß ich mich ſo ſchnell nicht ergeben werde."

Digitized by Google

„Gut, Daniel, denken Sie immer ſo, Sie werden es nöthig haben; denn der Stand, dem Sie ſich hingeben wollen, bringt viele Widerwärtigkeiten mit ſich. Es werden Ihnen Schüler vorkommen, deren beſchränkter Verſtand keiner Unterweiſung fähig iſt, die nach jahrelanger Arbeit ſo viel gelernt haben werden, als am erſten Tage. Auf wen glauben Sie, daß die Eltern die Schuld davon wälzen? Auf niemand Andern, als auf den Lehrer, als ob er im Stande wäre, zu bewirken, daß ein Blinder ſehend wird, daß ein Krüppel ſeine geſunden Glieder erhält und aufrecht geht .... Andere, mein Freund, werden es Ihnen mitunter fühlen laſſen, daß Sie ihnen untergeben ſind, daß Sie bezahlt werden und daß Sie ihnen dienen müſſen. Sie werden Mütter finden, die Ihnen werden zeigen wollen, welche Lehrmethode Sie anwenden ſollen; Väter, die Ihre Arbeiten bekritteln und tadeln. Und Sie werden dieß Alles, ohne ein Wort zu erwiedern, ertragen müſſen ... o Freund! bevor Sie darüber hinausgekommen, werden Sie ſich oft die Bruſt zerriſſen fühlen, werden Sie gar manche ſtille Thräne der Erbitterung vergießen!"

„Martin, Martin, hören Sie auf; Sie ſind heute in einer wirklich ſchlechten Laune!"

„Nicht doch, Daniel," antwortete der Tonkünſtler, und nach einigen Augenblicken des Schweigens fuhr er fort: „Was ich da eben geſagt habe, mein Freund, kann durchaus nicht auf Maria angewendet werden. Nein, dieß iſt ein göttliches Mädchen und unfähig, Jemanden den mindeſten Kummer zu verurſachen. Herr van Berchem iſt, obwohl etwas wunderlich, doch kein ſchlimmer

Mann; ſeine Frau iſt die Güte ſelbſt, und ich bin gewiß, daß Sie über dieſe erſte Lection, die ich Ihnen zubringe, nicht klagen werden."

Martin unterbrach nun das Geſpräch dadurch, daß er eine Arie auf dem Piano zu ſpielen anfing. Unwillkürlich ſang er die Worte dazu und Daniel fiel, bis in's Tiefſte ſeiner Seele gerührt, mit ein, und zuſammen ſangen ſie ein italieniſches Duo, welches beider Seele in Begeiſterung fortriß und die ſchwarzen Gedanken verſcheuchte, die ihren Geiſt gefeſſelt hatten.

Als das Lied zu Ende war, drückte der Jüngling ſeinem Freunde die Hand und ſprach mit fröhlicher Miene: „Alſo, mein guter Martin, morgen gebe ich Maria meine erſte Lection. Ich überlaſſe es gänzlich Ihnen, die Bedingungen feſtzuſtellen .... Und nun, wollen Sie mir das Vergnügen verſchaffen, einen Spaziergang mit mir zu machen?"

„Zugeſtanden!" ſprach Martin und nahm Hut und Stock.

Beide verließen die Stadt und wanderten in der Umgegend herum.

Es war ſchon vollkommen Abend, als die beiden Freunde die Stadt wieder erreichten. Daniel begab ſich in ſeine Wohnung und Martin ſtattete Herrn van Berchem einen Beſuch ab, um mit ihm über Daniels Lectionen zu ſprechen. Dieß Geſpräch lief ziemlich gut ab. Der Herr van Berchem kam, nach vielem Hin- und Herreden, endlich mit dem Tonkünſtler überein. Als Alles in Ordnung war, ließ er ſeine Tochter rufen, kündigte ihr an, daß Herr Daniel ihr fortan Unterricht im Landſchafts-

malen geben würde, und machte ſie beſonders aufmerkſam, was ihm dieß für Koſten verurſachte, und daß es alſo ihre Pflicht wäre, möglichſt viel Nutzen aus den Lectionen zu ziehen, damit, wenn zu Ende des Jahres die balans gemacht würde, der Gewinn in der Kunſt mit dem Verluſt an Gelde übereinkäme.

VII.

Maria an Eliſabeth.

Ich weiß nicht, meine liebe Freundin, warum ich Dir ſchreibe. Ich habe Dir durchaus nichts Neues mitzutheilen, außer daß ich vor einigen Tagen angefangen, Unterricht im Malen zu nehmen; .... und doch fühle ich mich getrieben und faſt gezwungen, Dir zu ſchreiben. Ich weiß nicht, mich dünkt, daß etwas Ungewöhnliches in meinem Herzen vorgeht: ich fühle mich wie von Freude übergoſſen und weiß doch keinen Grund dazu anzugeben. Dieß iſt nicht natürlich, und ich fürchte mich faſt vor mir ſelbſt. Ich bin ſo ſehr zum Sprechen aufgelegt, daß ich mir oft die größte Mühe geben muß, um nicht irgend eine Ungeſchicklichkeit zu begehen. Dieß geht ſo weit, daß ich mich oft darauf ertappe, wie ich eben das Wort an mein Stickzeug richte .... Du wirſt darüber lachen, meine liebe Lisbeth, wie ich ſelbſt in ruhigern Augenblicken thue.

Das Zuhauſebleiben langweilt mich. Es iſt jedoch in unſerer Wohnung nichts verändert: die Veränderung muß allein in meiner Seele, in meinem Geiſte geſchehen

ſein; doch aus welchen Gründen? — Ich möchte aus der Stadt eilen und auf dem freien Felde mich ergehen, und laufen und ſpringen und Blumen ſuchen, wie ein Kind. Verſtehſt Du etwas von dieſem Zuſtande? ich nicht. — Nie ſind mir ſolche Bemerkungen in den Sinn gekommen: Alles ſcheint ſich mir ſeit einiger Zeit verſchönert zu haben. Die Farbe der Blumen iſt reicher und mannigfaltiger, ihr Duft balſamiſcher; das Grün der Pflanzen und Bäume iſt friſcher; das Waſſer ſcheint mir kühler und klarer; mir däucht, die Sonne habe nie ſo hell geſchienen, der Mond ſei nie ſo ſanft durch die Fenſterſcheiben in mein Schlafzimmer gedrungen. Die Muſik entzückt mich mehr als je. Ich habe auch an Geläufigkeit gewonnen, und täglich ſehe ich auf Herrn Martin's Geſichte die Freude ſtrahlen: „Maria,“ ſagte er geſtern zu mir. „Sie werden jetzt zur wahren Kunſt übertreten: bis jetzt iſt Ihnen die Muſik nur ein Handwerk geweſen.“

Meine liebe Lisbeth, ich fürchte ſehr, daß Du all Dieß nur Grillen nennen und über mein kindiſches Weſen ſpotten wirſt; doch mag es ſein. Ich habe Dir ſchreiben wollen, um einmal mein Herz ein wenig ergießen zu können, jetzt fühl' ich es. Ich habe Dich den Zuſtand meiner Seele kennen lehren wollen; denn, Du weißt es, ich bin keine von dieſen ſtarken Seelen, die Schmerz und Freude in ihrem Buſen verſchließen können, und fähig ſind, Alles allein zu tragen: Ergießung, Mittheilung meiner Gefühle iſt mir eine Nothwendigkeit.

Sage mir doch einmal, meine gute, verſtändige Lisbeth, wenn die Vergnügungen, die Dich in Brüſſel um-

Digitized by Google

ringen, Dir zulaſſen, an mich zu denken, was dieſer fremde Zuſtand meiner Seele wohl bedeuten mag? Du, die Du die Gefühle ſo gut zergliedern kannſt, Du wirſt mir gewiß dieß Alles erklären.

Lebe wohl, meine liebe Freundin! Es umarmt dich herzlich

Deine Maria.

VIII.

Maria an Eliſabeth.

Ich habe Deinen Rath befolgt, meine liebe Lisbeth; doch ich weiß nicht, ob ich mich nicht eher darüber zu beklagen, als zu freuen habe. Ich habe getrachtet, mein Herz zu unterſuchen, meine Gefühle zu prüfen, und zu ſehen, ob ſich nicht Liebe in mein Herz geſchlichen. Fürwahr, dieſes Gefühl, Liebe, was ich kaum niederzuſchreiben wage, würde mir nie in den Sinn gekommen ſein. Nein! Liebe iſt nicht in meinem Herzen .... Ich ſagte Dir eben, daß es mich faſt gereut, Deinem Rathe gefolgt zu ſein, und zwar, weil meine Freude, meine Munterkeit verſchwunden iſt. Eine beſtändige Träumerei, welche ich ſo wenig als meine vorige Munterkeit deuten kann, hat nun die Stelle dieſer Letztern eingenommen. Meine Seele iſt aufgeregt. Ich ſuche, und finde nichts, was mein Gemüth befriedigen kann. Ich bin ganz verwirrt, meine liebe Lisbeth. Sonſt konnte ich mit Ruhe und Faſſung den Lectionen des Herrn Daniel beiwohnen; jetzt erſchrecke ich, wenn die Zeit derſelben herannaht.

Digitized by Google

Ich wage ihm nicht mehr in's Auge zu ſchauen; meine Hand bebt, wenn ich in ſeiner Gegenwart einige Pinſelſtriche auf die Leinwand machen ſoll. Es iſt, als ob meine Traurigkeit anſteckend wäre. Auch Daniel getraut ſich beinahe nicht mehr zu ſprechen. Herr Martin muß es merken; denn bisweilen ſchüttelt er das Haupt und ſcheint etwas ſagen zu wollen; doch hält er immer, wie mir ſcheint, ſeine Worte zurück. Wie lange, Lisbeth, wie lange wird dieſer neue Seelenzuſtand dauern?....

Deine unruhvolle
Maria.

IX.

Eliſabeth an Maria.

Meine gute Maria, die Liebe hat ſich Deines Herzens bemeiſtert. Du liebſt, und Herr Daniel iſt es, den Du liebſt.... Mehr ſchreibe ich Dir heute nicht. Ich habe eben erſt Deinen Brief erhalten und man erwartet mich zur Abreiſe. Ich werde mit meiner Mutter einige Zeit auf dem Landgute der Frau A. zubringen. Doch laß Dich dadurch nicht hindern, mir zu ſchreiben: ich habe den Auftrag gegeben, mir die Briefe zuzuſenden, die inzwiſchen ankommen ſollten. Bei meiner Rückkehr nach Brüſſel, die denn doch nicht lange anſtehen wird, will ich Dir über Alles weit und breit antworten. Du biſt jünger als ich, meine liebe Maria; ich kann Dir daher rathen. Bis dahin lebe wohl!

Deine Dir ſtets ergebene
Lisbeth.

X.

Maria an Eliſabeth.

Ich habe über Deine Lectionen gut nachgedacht, meine brave Lisbeth, und habe ſie ſehr ſchön gefunden. Was mir jedoch am beſten gefiel und mir am meiſten ſchmeichelte in Deinem letzten Briefe, dem zweiten, den Du mir ſeit Deiner Rückkehr nach Brüſſel geſchrieben, iſt die ungekünſtelte Aufrichtigkeit, mit welcher Du zu mir ſprichſt, und bei welcher Dein gefühlvolles Herz, welches mir ſo ſehr geneigt iſt, in all ſeiner Reinheit durchblinkt. Ich will meinerſeits auch nicht an Aufrichtigkeit nachſtehen, und um Dir einen Beweis davon zu geben, will ich Dir Alles, Alles erzählen und Dich in meinem Herzen wie in einem offenen Buche leſen laſſen.

Ja, meine Liebe, dieſe erſte Munterkeit und dann dieſe Betrübniß waren nur Zeichen des Gefühles, das ſich zum erſtenmale in mein Herz geſchlichen. Ja, es war Liebe, und jetzt ſeh' ich nur zu klar, daß ich Daniel liebe, ſeitdem ich ihn zum erſten Male erblickt habe. Jetzt kann ich mir erſt Alles erklären und jetzt ſcheint mir Alles ſo deutlich, daß ich nicht begreifen kann, wie ich ſo lange in dieſem blinden Zuſtande habe leben können. Nun iſt mir gleichſam ein neues Licht vor meinen Augen aufgegangen und eine neue Lebensbahn hat ſich vor mir geöffnet. Ein Wort muß Dir dieß Alles verſtändlich machen: ich liebe und werde geliebt!....

Geſtern kam er, um mir, wie gewöhnlich, Lection zu geben. Schon lange hatte ich bei ihm eine träume-

riſche Traurigkeit bemerkt; doch geſtern war ſeine Niedergeſchlagenheit noch größer als gewöhnlich. Ich dagegen fühlte mich eher ein wenig aufgeräumt und erkühnte mich, ihn zu fragen: „Herr Daniel, ſagen Sie mir doch einmal, was Ihnen fehlt! Ich erkenne Sie gar nicht mehr!"

Ich gab mir alle Mühe, ihm bei dieſen Worten feſt in die Augen zu ſehen. Seine ſanften Blicke fielen auf mich und ſchienen mir bis in die tiefſte Tiefe meiner Seele zu dringen. Ich ward genöthigt, meine Augen abzuwenden. Er antwortete mit einer ſanften Stimme: „Mir fehlt nichts, Maria, wenn ich mich in Ihrer Nähe befinde."

„Das verſteh' ich nicht, Herr Daniel," ſagte ich in ſpöttiſchem Tone, der gewiß nicht natürlich ſein konnte. Er fühlte ſich wie beſchämt und antwortete für den Augenblick nicht. Doch plötzlich erhob er ſeine Hand und zeigte mit dem Finger auf ein von ihm gemaltes Bild, das vor mir ſtand und an deſſen Nachbildung ich arbeitete.

„Maria," ſagte er, „ſehen Sie dort die hohen Bäume ſich gen Himmel erheben? Sehen Sie ihren breiten Schatten ſich über das weiche Gras legen und die Strahlen dieſer glühenden Sonne verhindern, auf dieſe Stelle herabzudringen? Sehen Sie hier den murmelnden Bach, in dem ſich die Sonne ſpiegelt, ſtille hinfließen und den Ort durch ſeine Kühle gleichſam erfriſchen? Sehen Sie dort den weiten Horizont ſich im Hintergrunde ausdehnen und der ganzen Gegend eine Majeſtät verleihen, die an die Gottheit denken macht?"

Ich antwortete: „ja," und fühlte mich tief gerührt.

„Nun denn," fuhr er fort, „dieß iſt die Anſicht eines

Digitized by Google

Ortes in Deutſchland. Die Phantaſie hat nichts zu dieſem Bilde hinzugethan. Ich habe eine geraume Zeit in dieſer glückſeligen Gegend verlebt, denn meine Seele war wie feſtgebannt. Ich gedachte, hier meine Lebenstage zu ſchließen; doch ich fühlte, daß mir etwas fehlte. Ich fühlte, daß ich eine andere Seele bei mir haben müßte, die meine Seele verſtehen, der ich meine Gefühle mittheilen und die mit mir dieß Alles bewundern und genießen könnte. Maria ... wenn Sie bei mir in dieſer Gegend geweſen wären, dann hätte mir nichts mehr gefehlt und ich hätte mein Leben dort geſchloſſen."

Ich antwortete nicht; er fuhr fort: „Sagen Sie mir, Maria, haben Sie nie gefühlt, daß etwas zu Ihrem Glücke fehlte, daß Ihre Seele eine andere Seele nöthig hätte, um vollkommen zu ſein? O ſprechen Sie, und ſagen Sie mir, ob Sie mich nicht verſtehen ....?"

Ich weiß nicht, meine gute Lisbeth, ob ich durch dieſe Gedanken oder durch die ſanfte Sprache Daniels gerührt war; doch ſo viel iſt gewiß, daß ich meinen Geiſt ſich verwirren fühlte, und daß ich, ohne es gewahr zu werden, meine Hand in die ſeinige gelegt hatte. Ich ward deſſen nicht bewußt, als ich einen feurigen Kuß auf meiner Hand fühlte.

„Daniel!" war Alles, was ich ſtammeln konnte. Er ſchien verzückt vor Freude und rief: „O Dank, Maria! Du haſt mich verſtanden: meine Seele gehört Dir für ewig! ...."

Ein nahendes Geräuſch traf in dieſem Augenblicke mein Ohr. Ich zog meine Hand zurück und ſuchte ſo viel als möglich eine gleichgültige Haltung anzunehmen;

doch zum Glücke trat Niemand in's Zimmer, denn mein Zuſtand würde ohne Zweifel meine Gefühle verrathen haben.

Als Daniel mich verließ, drückte er mir die Hand und unſere Blicke ſchwuren einander eine Liebe, welche unſer Mund kaum zu beſtätigen wagte. O meine liebe Lisbeth, es ſcheint mir ſeit geſtern mein Leben ganz verändert zu ſein, oder, beſſer geſagt, daß ich ſeit geſtern erſt angefangen habe, zu leben.

Deine glückliche Maria.

XI.

„Es giebt Menſchen, die niemals an Liebe denken würden, wenn man ihnen nie davon geſprochen hätte.“

„Mein Herr,“ ſagte Daniel, „dieſer Gedanke iſt nicht von Ihnen; den haben Sie einem wohlbekannten Dichter entlehnt.“

Der Mitſprechende lächelte, nahm eine Priſe und antwortete: „Sie haben Recht; dieſen Gedanken hat ein großer Mann ausgeſprochen; aber gerade deßhalb leg' ich mehr Werth darauf.“

„Nun, ich bin kein großer Mann, doch ich darf Ihnen wohl ſagen, daß der Burſche, dem Sie dieſen Ausſpruch zu danken haben, wenig Seele beſitzen mußte.“

„Im Gegentheile, mein Herr!“

„Und daß er ſelbſt möglicherweiſe die einzige Ausnahme war, auf welche er dieſen Satz bauen wollte.“

Digitized by Google

„Mein Herr, daß wir einander auch recht verſtehen! Was iſt die Liebe?“

„Nun, ja, was iſt die Liebe?“

„Nun, ja, antworten Sie einmal!“

„Die Liebe?“

„Ja, ja, die Liebe.“

„Die Liebe iſt nach meiner Anſicht,“ ſagte Daniel, „dieſes innige Gefühl, wodurch zwei Seelen wie bezaubert und gezwungen werden, ſich zu vereinigen.“

„Ich werde wohl dasſelbe von der Freundſchaft ſagen können.“

„Glauben Sie?“ meinte Daniel.

„Auch finde ich wenig Unterſchied zwiſchen Freundſchaft und Liebe.“

„Dieß bedarf einer näheren Erklärung.“

„Dieſe Erklärung iſt nicht ſchwierig. Der einzige Unterſchied beſteht darin, daß die Liebe mehr als die Freundſchaft die körperliche Luſt in ſich faßt.“

„Alſo iſt eine Liebe, welcher dieſe Luſt fremd wäre, keine Liebe?“

„Dann nenn' ich ſie nur Freundſchaft.“

„Ich dachte, die Liebe wäre viel heiliger als die Freundſchaft.“

„Und Sie betrogen ſich. Die Freundſchaft iſt edler und ſchöner. Sobald die Liebe die Freundſchaft überſteigt, wird ſie lächerlich. Denken Sie ſich einmal zwei Verliebte in einer Geſellſchaft. Sie wähnen ſich allein; ihre Blicke heften ſich unaufhörlich aufeinander; die mindeſte Berührung erſchreckt ſie; ein leichter Handdruck macht ihnen das Herz beben; ſie hören nur auf die Stimme

Digitized by Google

des geliebten Gegenſtandes. Spricht ſie Jemand an, ſo vergeſſen ſie, zu antworten, oder ſagen etwas Unpaſſendes. Was zeigt dieſer Zuſtand an? Nichts anderes, als einen Trieb, der noch nicht geſtillt iſt und die Gelegenheit dazu abwartet und ſucht. Iſt dieß ein heiliges und reines Gefühl? — Dann, denken Sie ſich noch die zwei Verliebte, nachdem ſie dieſelben nach einem Jahre ſitzen geſehen, denken Sie ſich einmal, ſag' ich Ihnen, dieſelben im Momente ihrer Liebeserklärung, im Augenblicke, da der erſte Aufzug der Komödie aus iſt: — Meine Einzige — ſagte er. — Mein Geliebter — ſagt ſie. — Mein Abgott! — ſeufzt er. — Mein Leben! — ſeufzt das Mädchen. — O, du biſt ein Engel! — ruft endlich der Jüngling aus, und wenn das Mädchen nun wirklich in einen Engel verwandelt würde, ſo iſt gewiß, daß der Jüngling ſeine Liebe bald vergäße; denn, glauben Sie mir, er ſieht und liebt nur das Stoffliche, er verlangt nur den Körper; und der Kuß, den er in ſolchen Fällen als Siegel der Liebe erhält, iſt ein kleiner, aber doch klarer Beweis davon. Der Zuſtand zweier Liebenden iſt ein Zuſtand des Krieges. Der Jüngling greift gewöhnlich an und das Mädchen vertheidigt ſich; der Angriff wird immer ſtärker, die Vertheidigung immer ſchwächer, und der Angreifende erringt am Ende immer den Sieg. Iſt dieß Alles etwas Anderes, als Sinnlichkeit und Eigenliebe? Wo iſt das Edle, das Heilige dieſes Gefühles?"

„Dieß Alles," ſagte Daniel, „geht alſo darauf hinaus, daß die Liebe ein lächerliches Gefühl iſt?"

„Die Liebe iſt kein Gefühl; ſie iſt ein Trieb."

Digitized by Google

„Und die Freundſchaft?“

„Die wahre Freundſchaft iſt ein Gefühl.“

„Ich verſtehe Sie noch nicht recht.“

„So will ich mich denn in wenigen Worten erklären, und wir werden beſſer zuſammenkommen.“

„Ich höre.“

„Das, was Sie unter reiner Liebe verſtehen, nenne ich Freundſchaft; und dieſe Freundſchaft kann auch zwiſchen Perſonen verſchiedenen Geſchlechtes beſteh'n: ſie entſpringt aus der Seele. Doch darunter, was ich Liebe nenne, verſtehe ich einen Trieb, einen nothwendigen fleiſchlichen Trieb, und weiter nichts.“

„Können dieſe beiden Dinge auch vereint ſeyn?“ fragte Daniel.

„Ohne Zweifel; und dann nur iſt die Liebe ewig und unſterblich. Doch dieſe Unſterblichkeit kommt nicht aus dem Triebe der Liebe, ſondern aus dem Gefühle der Freundſchaft, aus dieſer unwiderſtehlichen Seelenübereinſtimmung, welche den einen Menſchen zu dem anderen zieht.“

„Auf dieſe Weiſe können wir einig werden,“ ſagte der Jüngling. — So liebe ich Maria, dachte er bei ſich ſelbſt.

Dieſes Geſpräch fand Statt zwiſchen Daniel und dem alten Herrn, denn wir bereits im Eilwagen geſehen und den der Jüngling im Kaffehauſe begegnet. Der Alte hatte ſich, ohne viele Complimente, zu ihm geſellt und es ſo weit gebracht, daß der Jüngling mit ihm dieſes ſonderbare und vertrauliche Geſpräch begonnen, welches wir hier mitgetheilt. Die Kleidung des Alten

Digitized by Google

hatte, obwohl ſie nicht nach dem neuen Geſchmacke verfertigt war, dennoch eine merkliche Veränderung erlitten. Er war viel hübſcher ausſtaffirt, und der Jüngling fand, daß es ihm nicht an Erziehung mangelte, obſchon er in ſeinen Reden immer ohne Umwege zu Werke ging. Daniel war erfreut darüber, ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen, und er wagte es, ihm dieſes offen zu geſtehen. Der Alte drückte dem Jünglinge hierauf die Hand und über ſein Geſicht verbreitete ſich in dieſem Augenblicke ein ſo ſanfter Ausdruck, wie ihn Daniel noch nie geſehen, und der von einem gefühlvollen Gemüthe zeugte.

„Es exiſtirt eine Zuneigung zwiſchen unſeren Seelen,“ ſagte der Alte, „ich habe dieß ſchon lange bemerkt, und . . .“

Doch mehr ſagte er nicht. Er zog ſeine Doſe aus der Taſche und nahm eine herzliche Priſe. Wenige Augenblicke ſpäter verließ er das Kafféhaus, indem er dem Jünglinge verſicherte, daß ſie einander wiederſehen würden. Daniel drückte ſeinerſeits dem Alten die Hand und eine natürliche Munterkeit ſtrahlte aus ſeinem Geſichte. Dieſe Munterkeit war jetzt bei dem Jünglinge nichts Ungewöhnliches mehr; denn ſeit dem Tage, da er die Gewißheit der Erwiederung ſeiner Liebe erhalten, war ſeine frühere Heiterkeit faſt ganz wieder zurückgekehrt. Ein neuer Muth hatte ſich in ſeine Seele geſenkt und nichts mehr ſchien ihm beſchwerlich.

Seine Mutter ſah dieſe Veränderung, ohne ihrer Urſache nachſpüren zu wollen, und war glücklich. Herr Martin hatte nun ſeinem jungen Freunde noch einige Lectionen verſchafft, und dieſer Letztere ſah mit Vergnü-

gen und Stolz voraus, daß er wohl auch fähig werden würde, ſich ſeinen Unterhalt zu verſchaffen. Dieß Alles ſchwebte dem Jünglinge in dieſem Augenblicke vor und erfreute ihn. Er blieb noch eine Weile im Kafféhauſe ſitzen.

„Wunderlicher Alter,“ dachte er, „welch ſonderbare Gedanken er da über die Liebe blosgeſtellt hat! Es iſt doch etwas Wahres darin. Ich will Martin aufſuchen, ihm unſere Liebe erzählen und unterſuchen, welcher Art ſeine Gefühle in dieſer Beziehung ſind. Ich habe ihn noch nie über Liebe ſprechen hören.“

Und Daniel verließ ebenfalls das Kafféhaus.

XII.

„Das iſt es, was ich gefürchtet habe!“ ſagte Martin.

„Und was ich hoffte!“ rief Daniel freudig.

Martin betrachtete ſeinen jungen Freund mit einem traurigen Ausdrucke und antwortete nicht.

„Mein braver Freund,“ nahm Daniel wieder das Wort, „wie kommt es denn, daß dieſe Neuigkeit, welche mich ſo fröhlich macht, Sie ſo erſchreckt?“

„Ich erſchrecke, ſo oft ich von Liebe ſprechen höre,“ ſagte Martin; „denn es bringt mir Dinge in's Gedächtniß zurück, an die ich mich lieber niemals erinnerte.“

Und der Ton, in welchem Martin dieſe Worte ſprach zeugte von heftiger Gemüthsbewegung.

„Dieß erinnert Sie dann an Dinge, Martin, die Sie nie Ihrem Freunde anvertraut haben?“

Digitized by Google

„Freund Daniel, die Gründe, weßhalb ich nie davon geſprochen habe, ſind die, daß ich nicht genug Philoſoph bin, um mich ſelbſt zu martern und meine Wunden durch ihre Beſchreibung zu öffnen ... Kommen Sie, ich will Ihnen lieber eine Arie vorſpielen!...“

Mit dieſen Worten ging Martin an's Piano.

„Freund,“ ſagte Daniel, ebenfalls aufſtehend, „ich achte Ihr Geheimniß; doch es thut mir leid, Sie nicht tröſten zu können.“

„Tröſten!“ wiederholte Martin, „nein, tröſten kann mich Niemand ... Doch, ja, ich werde Ihnen die Gründe ſagen, mein Freund; wer weiß, ob es Ihnen nicht von Nutzen ſeyn kann. In jedem Falle wird es Ihnen meinen gegenwärtigen Charakter in ein klareres Licht ſetzen.“

Beide ſetzten ſich wieder auf ihre Seſſel und Martin begann ſeine Erzählung: „Ich hatte beinahe dasſelbe Alter erreicht, als Sie jetzt haben, mein lieber Daniel, als ich anfing, durch meine Kunſt mir meinen Lebensunterhalt zu erwerben. Meine Eltern hatte ich frühe verloren, und das Wenige, das ſie mir hinterlaſſen, war verbraucht worden, um mich in meiner Kunſt ausbilden zu laſſen.“

„Die Muſik, dieſe heilige Kunſt *κατ' ἐξοχήν*, wird, wie Sie wiſſen, meiſtens von Frauen gelernt; wohl nicht als eine Kunſt, ſondern als etwas, das zur Vollendung ihrer Erziehung nothwendig iſt, etwas, das ſpäter ihrer Eitelkeit ſchmeicheln muß, wenn ſie einmal ſo weit gekommen ſind, um, bei dieſem oder jenem Abendfeſte, eine Arie mehr oder minder mangelhaft ſingen oder auf dem Klavier begleiten zu können.

Digitized by Google

„Ich war glücklich genug, meine Kunſt vortheilhaft zu verdingen und eine große Anzahl Elevinnen aus den angeſehenſten Familien zu bekommen. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen mein Freund, welche Gefahr man läuft, ſich irgend einer extravaganten Liebe hinzugeben, wenn man jung iſt und die Gelegenheit hat, ſich ſtundenlang bei ſchönen, einfachen und verlockenden Mädchen zu befinden. Ich hatte dieſen gefährlichen Zuſtand vorhergeſehen und wohl täglich beſchloſſen, meinen Geiſt über mein Herz wachen zu laſſen und nicht zu geſtatten, daß die eine oder andere Zuneigung mich zur Liebe brächte. Ich bin dieſem Entſchluſſe immer treu geblieben; doch ihm habe ich vielleicht all mein Unglück zu verdanken, wenigſtens hat er mich vor dem Unglücke nicht bewahrt: „Obſchon ich mich zu keiner meiner Schülerinnen hinneigte, gab es doch einige, mit denen ich vertrauter als mit andern verkehrte, für die ein gewiſſes Gefühl in meinem Innern ſprach und von denen ich dieſes Gefühl erwiedert ſah. Eine beſonders hatte mir ihr volles Vertrauen geſchenkt und meiſtens währten unſere Geſpräche ſo lange als die Lectionen ſelbſt. Bald wurde ich nicht mehr als ein gedungener Lehrmeiſter, ſondern ſogar als ein Freund, als ein Sohn vom Hauſe betrachtet. Es vergingen wenige Tage, als ich mich des Abends in Roſa's ſtiller Geſellſchaft befand, wo auch ihre Mutter und eine alte Tante zugegen war. Der Vater des Mädchens war ſeit ein paar Jahren todt und die drei Frauen hatten alſo keine Stütze mehr. Ich wurde ihr Rathgeber, ihr Führer, und nichts geſchah, nichts wurde ausgeführt, worüber ich nicht zuerſt meine Meinung

Digitized by Google

abgeben mußte. Wenn ich einen Tag lang nicht kam, waren die drei Frauen in der größten Beſorgniß. Sie wußten nicht, was es bedeuten ſollte, und erſchien ich den folgenden Tag nicht zur gewohnten Stunde, ſo wurde gewiß die alte Tante in meine Wohnung geſchickt, um zu fragen, ob mir nicht am Ende eine Unpäßlichkeit zugeſtoſſen.

Roſa war eine dieſer gefühlvollen Seelen, auf welche die leichteſte Einwirkung einen großen Einfluß ausübt. Sie war zwei Jahre älter als ich: ſie hatte ein rundes Geſichtchen, dunkelbraune Haare und Augen, deren Farbe bald blau, bald wieder braun erſchien: möglicherweiſe je nach der Gemüthsſtimmung, in der ſie ſich gerade befand. Ihre Haut war weiß und ſanft wie Seide, und leichtes Roth färbte beſtändig ihre Wangen. Ein ſchönes Mädchen konnte ſie, nach den allgemeinen Begriffen, nicht genannt werden; doch es lag in ihrem Antlitze etwas Engliſches, etwas Himmliſches, was ich erſt ſpäter würdigen konnte. Große Geſchicklichkeit für die Ausübung der Kunſt beſaß ſie nicht; doch hatte ſie ein inniges und feines Gefühl. Wie oft ſah ich nicht Thränen über ihre Wangen herabrieſeln, wenn ich eine gefühlvolle Arie auf dem Klavier ausführte, oder blos eine freie Phantaſie vortrug. Dann ſah ich bisweilen plötzlich Todtenbläſſe ihr Geſicht bedecken oder auch ihre Wangen von dunklem Rothe erglühen, und nicht ſelten bat ſie mich, die angefangene Arie zu unterbrechen. Und wenn ich dann entzückt ihr die Hand drückte, fühlte ich dieſelbe in der meinigen beben, und Roſa war genöthigt,

Digitized by Google

aufzuſtehen und einige Augenblicke im Zimmer auf und nieder zu gehen, bis ihr Herzklopfen ſich gelegt hatte. Einſtmals ſagte ſie zu mir: „Ich werde nie eine gute Schülerin werden: die Kunſt überwältigt mich. Ich fühle ſie zu ſehr; mein Geiſt geräth zu ſchnell in Entzücken und ich kann nicht mehr auf die Ausführung denken.“

„Mein Freund,“ unterbrach Daniel, „das iſt ein tiefer Gedanke; er beſtärkt mich in meiner Meinung, daß der größte, der befähigſte Künſtler oft nur ein großer Schauſpieler iſt, der das Gefühl aufzuſuchen und andern mitzutheilen weiß, ohne daß es ſein eigenes Herz durchdringt.“

„Dieß kann, was die Ausführung betrifft, wohl wahr ſein,“ bemerkte Martin und fuhr nach einer Weile in ſeiner Erzählung fort: „Dieſer Stand der Dinge, dieſe innige Freundſchaft, wie ich es damals nannte, dauerte drei Jahre. Die Geſellſchaft dieſer Frauen war mir angenehm, da alle ein gutes Herz beſaßen und da ich Roſa wie eine Schweſter liebte. Sie begreifen leicht, mein Freund, daß dieſer vertraute Umgang den Leuten kein Geheimniß war. Mehr als einmal ſagte mir der oder jener Freund: „Nun, Martin, wann kommen wir auf die Hochzeit?“

„Auf welche Hochzeit?“ fragte ich.

„Mach' keinen Scheinheiligen, oder denkſt Du, wir haben keine Augen?“

„Nun, was iſt 's?“ fragte ich. „Drückt Euch deutlicher aus, denn ich verſtehe Euch wahrhaftig nicht.“

„Alſo, in deutlicheren Worten, wenn wirſt Du Deine Heirath mit Roſa eingehen?“

„Heirath!“ ſagte ich dann, „ich meinte, ich hätte noch nie an's Heirathen gedacht und ich kann Euch verſichern, daß Ihr Euch mit einem Hirngeſpinſte abgebt.“

„Ich finde hierin kein Hirngeſpinſt,“ war die Antwort; Roſa iſt ein braves Mädchen, ſie iſt gut erzogen, und ſogar vollkommen ſchön durch ihr Vermögen.“

„Dieß iſt ihre geringſte Eigenſchaft,“ antwortete ich.

„Nun, ſchon gut,“ war die Antwort, „wir wollen die Zeit geduldig abwarten, verſichert, daß dieſes Hirngeſpinſt ſich bald verwirklichen wird.“

Solche und darauf bezügliche Reden unterließen nicht, mich hin und wieder ernſtlich an meinen Zuſtand denken zu machen. Dieß waren traurige Augenblicke. Meine Gefühle unterſingen ſich, zu einer meiner Schülerinnen von Liebe zu ſprechen. Was ich für Roſa fühlte, ſchien mir lautere Freundſchaft, höchſtens eine Liebe, wie die zwiſchen Bruder und Schweſter. Aber, dachte ich mir dann auch, iſt dieſes Urtheil, welches die Welt über mich fällt, nicht durch mein Betragen, durch meine Handlungsweiſe begründet? Haben die Menſchen nicht das Recht ſo zu urtheilen? Und dann, wenn ich nicht an's Heirathen denke, bringe ich Roſa keinen Nachtheil, indem ich ſo vertraut mit ihr verkehre?... Sie würde vielleicht, wenn Jemand würbe, ein Heirathsgeſuch annehmen; alſo bin ich wohl die Urſache, warum ſich Niemand zu erklären wagt? Es wäre meine Pflicht geweſen, dieſe Frauen zu verlaſſen und Roſa keine Lection mehr zu geben ... Doch dieſer letzte Gedanke erſchreckte mich ſo ſehr, daß ich ihn immer wieder aus meinem Geiſte verſcheuchte und in meinem Herzen bekennen

mußte, daß mir Roſa's Freundſchaft unentbehrlich geworden war. Ich bin gewiß, dachte ich dann, daß Roſa weder an Liebe, noch viel weniger an's Heirathen denkt, und die Welt mag ſagen, was ſie nur immer will, ich ſpotte der Welt.

Es waren jedoch nicht immer meine Freunde, die über dieſen Gegenſtand mit mir ſprachen. Oefter als einmal mußte ich mich von geſetzten Perſonen in ernſtem Tone darüber fragen hören. Meine Antwort war immer dieſelbe und ich fand auch immer dieſelben Gründe, nichts an meiner Handelsweiſe zu verändern. In jener von Roſa und den beiden anderen Frauen konnte ich ebenfalls keine Veränderung wahrnehmen. Später jedoch habe ich erfahren, daß dieſe Nachfragen von größerem Gewichte waren, als ich mir wohl vorgeſtellt, und daß die alte Tante nicht ganz unbekannt damit war.

Plötzlich wurde Roſa krank. Die Röthe verließ oft mehrere Tage lang ihre Wangen und kehrte dann heftiger wieder zurück, als ſie früher geweſen; doch dieß Letztere war nur ein Zeichen von größerer Unpäßlichkeit. Endlich war ſie genöthigt, ſich zu Bette zu legen, und es wurde ihr fortan unmöglich, dasſelbe wieder zu verlaſſen. Kein Mittel wurde geſpart, um dem Mädchen wieder zu ihrer Geſundheit zu verhelfen. Man rief die geſchickteſten Aerzte zu Hülfe; doch keiner von ihnen wollte ſich deutlich über die Krankheit erklären. Einer ſagte endlich, daß Luftveränderung der Kranken gut thun und ihren Körper und Geiſt wieder herſtellen würde. Ich und ihre Mutter drangen in Roſa, dieſem Rathe zu folgen; doch mit einem Eigenſinne, den wir bei ihr noch nie-

mals bemerkt hatten, weigerte ſie ſich, unſerem Begehren nachzugeben.

„Es iſt vielleicht ſo arg nicht,“ ſagte ſie, „als die Aerzte ſich wohl einbilden, und wenn ich ſterben muß, ſowill ich am liebſten hier ſterben.“

Inzwiſchen machte ihre Krankheit beſtändige Fortſchritte. Sie wurde von Tag zu Tag magerer, und bisweilen ſagte ſie uns, daß es ihr ſchiene, als läge ein bleierner Stab auf ihrem Herzen und wollte ihr den Athem benehmen.

Eines Morgens, da wir alle an ihrem Bette ſtanden, bat ſie mich, ich möchte ihr dieſen ganzen Tag opfern, und ihr Geſellſchaft leiſten: „Ich mag in dieſem Zimmer nicht mehr bleiben,“ ſagte ſie, „und ich hätte gerne, daß man ein Bett in das Nebenzimmer brächte, wo das Piano ſteht.“

Wir fanden dieſen Wunſch ſonderbar, und betrachteten ihn als die Grille einer Kranken; doch wir erfüllten ihn, ohne eine Einwendung zu machen. Das Ruhebett war bald bereit, und auf meinen Arm geſtützt, ging Roſa mit mir hinüber. Die Kräfte des Mädchens wurden durch dieſe kleine Bewegung erſchöpft. Als wir hinüber gekommen waren, ſank ſie mir ohnmächtig in die Arme. Der Schmerz überwältigte mich; ein Strom von Thränen entquoll meinen Augen. Bald jedoch kam das Mädchen wieder zu ſich; ihr erſter Blick fiel auf mich, und da ſie meine Wangen von Thränen befeuchtet ſah, ließ ſie ihr Haupt auf meine Bruſt ſinken und ſagte: „Sie weinen?“

Ich konnte nicht antworten, ließ ebenfalls das Haupt

Digitized by Google

niederſinken und berührte ihre weiße Stirne mit meinem Lippen, während ich das bleiche Mädchen feſter in meine Arme ſchloß . . . Dieſe Berührung auf Roſa's Stirne ſchien einen electriſchen Schlag durch alle ihre Glieder zu jagen. Ein leichter, gedämpfter Schrei entfloh ihrem Munde und da ich fürchtete, ſie möchte zum zweitenmale in Ohnmacht fallen, beeilte ich mich, ſie auf das Ruhebett zu bringen. Sie hielt meine Hand mit den ihrigen feſt, und bis ſpät des Abends blieb ich an ihrem Bette ſitzen.

Die Stunde nahte, um die ich des Abends gewöhnlich nach Hauſe ging. Als Roſa ſah, daß ich mich zum Gehen bereit machte, bat ſie mich, ihr noch erſt die Arie eines ihrer liebſten Geſangſtücke auf dem Piano vorzuſpielen. Vergebens bemerkte ich ihr, daß die Muſik ſie vielleicht zu ſehr angreifen könnte und daß ſie ohne dieß ſchon ſehr ermüdet wäre.

„Sie wiſſen,“ ſagte ſie, „eine Kranke hat oft Grillen, aber, ich bitte Sie, gewähren Sie mir dieß.“

Zu gleicher Zeit bat ſie ihre Mutter und Tante, das Zimmer zu verlaſſen. Ich ſetzte mich an's Piano und begann die Arie. Sie hörte aufmerkſam auf das Vorſpiel, richtete ſich inzwiſchen im Bette halb auf und ſah ſtarr vor ſich hin. Ich begann die Arie, und groß war mein Erſtaunen, als ich die Kranke plötzlich dieſelben Worte ſingen hörte, und dieß mit ſo klarer, ſo kräftiger und lauter Stimme, wie ich nie eine gehört habe. — Der Arzt hat mir ſpäter geſagt, daß man dieß öfter bei ſolchen Krankheiten, wie die Roſa's war bemerkt hätte. — Erſtaunt ſprang ich vom Klaviere auf,

Digitized by Google

lief an's Bette und wollte Roſa in ihrem Geſange unterbrechen. Ihre Mutter kam ebenfalls in's Zimmer geſtürzt; doch trotz aller unſerer Bemühungen ſang ſie die Arie zu Ende. Als ſie aufgehört, ließ ſie ihr Haupt ermattet auf's Kiſſen zurückſinken; und es war deutlich zu ſehen, daß ſie unendlich mehr litt, als zuvor. Ich dachte nicht mehr daran, das Haus zu verlaſſen, und brachte die ganze Nacht an Roſa's Krankenlager zu, indem ich ihre Mutter und Tante erſuchte, ſie möchten ſich zur Ruhe begeben.

Ein ſanfter Schlaf überfiel endlich die Kranke. Ich wendete mein Auge nicht von ihr und folgte ſtillſchweigend dem ſchmerzlichen Heben und Senken ihres Buſens. Gegen Morgen öffnete ſie das Auge, warf einen Blick auf mich und ergriff meine Hand. Ich fragte, wie ſie ſich fühlte; doch, ohne meine Frage zu beantworten, gab ſie mir ein Zeichen, ich möchte ihr zu trinken reichen. Als ich ihren Wunſch erfüllt hatte, ſah ſie im Zimmer umher, ſicherlich, um zu ſehen, ob wir allein wären; dann heftete ſie ihr Auge wieder auf mich und ſprach: „Mein Freund, mein Leben iſt abgelaufen; ich fühle, daß ich ſterben werde. Es freut mich, daß Sie da ſind, um mich in meinen letzten Augenblicken zu tröſten und mir Kraft und Muth einzuflößen ...“

„Roſa!“ rief ich, „verſcheuchen Sie dieſe trüben Gedanken; Sie werden noch nicht ſterben. Gar bald werden Sie wieder geneſen und dann ſind wir alle wieder fröhlich, wie zuvor.“

Ich drückte bei dieſen Worten ihre Hand an meine Lippen und Thränen entſtrömten reichlich meinen Augen.

Digitized by Google

Roſa ſchien wie verzückt. So lange ich ſprach hörte ſie aufmerkſam auf meine Stimme und ich gewahrte auf ihrem Geſichte denſelben Ausdruck, der ihm gewöhnlich aufgeprägt war, wenn ſie durch die Muſik wie in Verzückung gerathen war. Sie antwortete mir nach einigen Augenblicken des Schweigens: „Ja, mein Freund, wenn meine Geneſung möglich wäre, ſo würde ich bald meine vorigen Schmerzen vergeſſen haben; wir könnten noch glücklich ſein ...“

„O, Sie wiſſen es, Roſa;“ ſeufzte ich, „Sie wiſſen es, „welche zärtliche Freundſchaft ich immer für Sie gefühlt habe? ...“

„Freundſchaft! Freundſchaft!“ unterbrach ſie mich und verhüllte das Geſicht mit ihren bleichen Händen ... „ich weiß es,“ fuhr ſie fort, „Sie fühlten immer Freundſchaft für mich, und ich ... ich, Martin, ich liebte Sie! ... Meine Freundſchaft war Liebe! ich habe es leider erſt zu ſpät bemerkt ...“

Dieſe Worte trafen wie ein Donner mein Herz. Auf einmal erinnerte ich mich meines ganzen Umganges mit Roſa; ich dachte über die geringſten Umſtände, die unbedeutendſten Worte des Mädchens nach, und wie Schuppen fiel es mir plötzlich von den Augen. O, jetzt verſtand ich Alles. Beſtürzt rief ich: „Sie lieben mich, Roſa?“

„Aus allen Kräften meiner Seele!“ ſchrie ſie, „ich liebe Sie mit einer Liebe, die über meine Kräfte geht. Dieſe Liebe hat mich verzehrt und koſtet mich das Leben!“

„Roſa!“ rief ich, „ich bin ein Unglückſeliger! ich hätte früher ſprechen und Ihnen ſagen ſollen ...“

Digitized by Google

„O, ſprechen Sie!“ ſagte ſie mit ſchwacher Stimme.

„Und Dir ſagen ſollen, daß ich Dich auch liebe, daß ich Dich anbete! O ja, jetzt ſeh' ich es! Schon lange waren Dir mein Herz und meine Seele geweiht, und meine Freundſchaft war nur Liebe!“ ...

„O Dank, Dank, mein Geliebter!“ ſprach Roſa, und eine himmliſche Freude ſtrahlte aus ihren Zügen. „O, jetzt iſt das Leiden mir kein Schmerz mehr und ich werde glücklich ſterben.“

„Und ich werde der Verzweiflung zur Beute anheimfallen:“ rief ich, „Roſa! Roſa! Roſa!“

„Vom Himmel wird mein Geiſt über Dir wachen, mein Geliebter!“ ſagte das Mädchen.

„Und ich, Roſa,“ rief ich begeiſtert aus, „ich ſchwöre Dir, daß meine Liebe mit Dir gen Himmel ſteigen und niemals mehr einem irdiſchen Geſchöpfe zu Theil werden wird! Ja, Roſa, ja, Du biſt meine Braut, jetzt fühl' ich es, mit welcher Kraft ich Dich liebe! . . .“

Das Mädchen konnte nicht antworten. Ihre Blicke gaben allein ihre innige Freude zu erkennen. Nach einer kleinen Weile ſprach ſie endlich: „O, mein Freund, Deine Worte machen mich glücklich, ja, zur Glücklichſten aller Sterblichen. Dieſer Augenblick iſt mir mehr werth, als eine ganze Ewigkeit voll Freude!“

„O, die Freude iſt für uns noch nicht verſchwunden,“ ſprach ich, „Du wirſt wieder geſund werden, meine Liebe, und dann können wir den Reſt unſerer Tage in ſeliger Freude hinbringen.“

„Nein, Martin, nein,“ ſeufzte ſie, „mein Ende naht“...

Digitized by Google

„Im ſelben Augenblicke faßte ſie meine Hand zwiſchen die ihrigen und ſchien ihre Augen in den meinigen ſich ſpiegeln laſſen zu wollen. Etwas Unbeſchreibliches durchdrang in dieſem Augenblicke meine Bruſt. Meine Blicke hefteten ſich ſtarr auf die ihren, und es ſchien, als brächte eine übernatürliche Kraft unſere Geſichter einander näher. Ich drückte endlich einen glühenden Kuß auf ihre Lippen, und im ſelben Augenblicke hörte ich aus Roſa's Munde die Worte: „Mein Bräutigam!“

„Meine Braut!“ rief ich.

Doch die Augen des Mädchens waren geſchloſſen. Sie ließ meine Hand los und ihre Arme ſanken kraftlos an ihren Körper herunter.

„Todt! todt!“ rief ich und fiel ohnmächtig zuſammen.

Hier hielt Martin ein wenig inne und trocknete einige Thränen ab, die über ſeine Wangen rollten. Daniel drückte ſeinem Freunde die Hand, und die Rührung, die auf ſeinem Geſichte zu leſen war, gab genugſam zu erkennen, welchen Antheil er an dieſer Erneuung der Schmerzen ſeines Freundes nahm. Martin fuhr endlich in ſeiner Erzählung fort: „Ohne Zweifel hatte das Geräuſch vom Falle meines Körpers auf den Boden die Dienſtmagd, die in einem Nebenzimmer ſchlief, aufgeweckt; denn als ich wieder zum Bewußtſeyn gekommen, war ich von Roſa's Mutter, der alten Tante und der Dienſtmagd umgeben, und mitten in der traurigen Gruppe, die ſich in dem Zimmer der Verſtorbenen gebildet, rief ich in Einem fort: „Sie iſt todt! Gott! ſie iſt todt!“

Und was auch die beiden Frauen, ſelbſt vom Schmerze

überwältigt, ſagen mochten, ich hörte nichts. Plötzlich trat ich zum Bette hin, betrachtete eine Weile mit ſtarren Blicken das bleiche Geſicht der Verſtorbenen, und floh dann, ohne ein Wort zu ſagen, aus dem Hauſe.

In meiner Wohnung angekommen, ließ ich mich auf einen Seſſel niederſinken und blieb dort wie entſeelt und ſtumm die ganze Nacht und den folgenden Tag regungslos ſitzen. Was damals in meiner Seele vorging, kann ich Ihnen nicht erzählen. Welten von Gedanken flogen durch meine Phantaſie. Des Abends ward mir wieder der Stand der Dinge bewußt, und ich erinnerte mich dann der traurigen Lage, in welcher ſich ohne Zweifel Roſa's Mutter und die alte Tante befinden mußten. Ich eilte nach dem Hauſe meiner verſtorbenen Geliebten zurück. Hier vereinigte ich meinen Kummer mit dem der beiden Frauen und ſuchte ihnen ſo viel als möglich von Nutzen zu ſeyn.

Ich geleitete die Leiche der Verſtorbenen zu Grabe. Mein Schmerz machte ſich nicht in Klagen Luft: eine furchtbare Traurigkeit hatte nun meinen Geiſt ergriffen und ich betrachtete Alles mit einem gleichgültigen Blicke.

Doch hören Sie nun, mein lieber Daniel, wie die kalte, niedrige Welt, was meine Freunde und Bekannte über mich ſprachen: „Martin iſt unglücklich in ſeiner Liebe — warum hat er das Mädchen nicht früher geheirathet! er würde jetzt in ihrem Gelde drinnen ſitzen — in Erwartung des Erbtheils von ihrer Mutter und alten Tante. Der Herr Martin iſt ein vollkommener Dummkopf!“

Und andere dergleichen Dinge. Ich ſtieß mich nicht

Digitized by Google

daran und beſchloß in meinem Herzen, dem Schwure, den ich Roſa auf ihrem Sterbebette gethan, treu zu bleiben und niemals für ein anderes Weib Liebe zu nähren.

Die Mutter und die alte Tante Roſas lebten nicht mehr lange: die drei Frauen waren zu eng aneinander gekettet geweſen, um lange getrennt bleiben zu können. Das Erbe wurde lange beſtritten und fiel endlich Einem zu, der ſich einen Neffen der Frauen nannte und von deſſen Verwandtſchaft ich nie hatte reden hören.

„Der Kampf,“ fuhr Martin fort, „den ich an Roſas Todtenbette beſtanden, war nichts im Vergleiche mit dem, der jetzt meiner wartete. Ich rief mir nun die kleinſten Umſtände aus meinem Umgange mit Roſa in's Gedächtniß zurück. Ich ſah nun ein, daß ich mehr als blind geweſen war, weil ich nicht bemerkt, daß das Mädchen eine innige Liebe zu mir nährte, und nicht gefühlt habe, daß ihre Liebe in meinem Herzen erwiedert wurde. Jetzt verſtand ich die unbedeutendſten Worte, die leiſeſten ſchuldloſen Anſpielungen, die bisweilen ihr oder ihrer braven Mutter entſchlüpft waren, und ich ſchlug mich mit der Fauſt vor die Stirne, als ich dieß erkannte; ich klagte mich an, den Tod des Mädchens verurſacht, oder wenigſtens ihr Leben verkürzt zu haben. Dieſer letzte Gedanke war verzweiflungsvoll. Nun begriff ich auch, wie glücklich ich geweſen wäre, wenn ſie meine Braut geworden; wie ſanft, wie ſelig unſere Tage hingefloſſen wären, wie glücklich auch Roſa geweſen ſeyn würde und welchen Troſt ihre Mutter darin gefunden hätte. Ich ſchämte mich vor mir ſelbſt, ich hätte mir beinahe ſelbſt geflucht, und dennoch war mein Gewiſſen rein.

Digitized by Google

„Allein meine Erinnerungen blieben hiebei nicht ſtehen. Beſtändig ſah ich Roſa's Bild vor meinen Augen ſchweben; ich ſah ihre feinen Geſichtszüge, ihre himmliſch-ſanften Augen; ich hörte ihre Engelsſprache in meiner Seele wieder tönen, und jetzt fing ich an, für das verſtorbene Mädchen eine Liebe zu fühlen, die eben ſo ſtark, wie hoffnungslos war. O mein Freund, mein Zuſtand war der eines Wahnſinnigen. Eine beſtändige Träumerei hielt den ganzen Tag meinen Geiſt gefeſſelt; ich ſchwebte wie ein Schatten durch die Straſſen und des Nachts konnte ich keine Ruhe mehr finden.

Dieſer Zuſtand hatte einen verderblichen Einfluß auf meine Nerven. Der Schlaf floh mich gänzlich, und wenn es bisweilen geſchah, daß ich des Nachts einige Augenblicke einſchlummerte, ſo wurde ich bald wie von einer eiſernen Hand ergriffen und mit einem Stoße aus dem Schlafe aufgerüttelt. Ganze Nächte ſaß ich auf meinem Schlafzimmer und wußte nicht, wie ich mir die Zeit vertreiben und die Gedanken, die meinen Geiſt quälten, verſcheuchen ſollte. Ich ſuchte mich dadurch beſchäftigt zu halten, daß ich wiſſenſchaftliche Bücher las; doch ach! ich las und begriff nichts oder verſtand Alles verkehrt und wurde endlich gezwungen, das Buch wegzulegen. Ich ſteckte mir eine Pfeife an; doch ſei es, daß die Kraft des Tabaks zu ſehr auf meine geſchwächten Nerven wirkte, ſei es, daß andere Gründe obwalteten, gewiß iſt, daß ich oft beklagte, es gethan zu haben; denn kaum hatte ich eine Pfeife ausgeraucht, ſo wurde meine Phantaſie von den wunderbarſten Erſcheinungen überfallen. Oft ſah ich mich von einer Menge Spuckgeſtalten umringt und Dinge, die

ich bei Tage als kindiſches Weſen ausſchalt und woran ich in der That nicht glaubte, erfüllten mich des Nachts mit einem Schrecken, der mir den kalten Schweiß aus den Poren trieb: Ihnen alle dieſe Dinge zu erzählen, die mir meine Phantaſie vorführte, iſt unmöglich. Unter Alles war jedoch Roſa's Bild gemiſcht; allein das Gefühl, welches dieſer Anblick in mir erregte war weder lieblich noch tröſtend. Betrübniß und Verzweiflung waren das gewöhnliche Gefolge.

Dieſer Zuſtand meines Geiſtes dauerte mit derſelben Erſchrecklichkeit Jahre lang fort. Ich ſah wohl ein, daß bei all dem eine Nervenkrankheit mit im Spiele ſein mußte; doch ich mochte meinen Zuſtand, ſo, wie er war, keinem Arzte erklären. Es würde mir vielleicht doch nicht viel geholfen haben. Ich ging des Tages ſtundenweit, mattete meinen Körper auf alle Art und Weiſe ab, doch vergebens. Ich gebrauchte Opium, rauchte es in meiner Pfeife, doch der Schlaf floh mich immer und Alles, was ich damit gewann, war, daß ich mich am folgenden Tage noch matter, kraftloſer und kränker fühlte.

Wozu mich dieſer ſchreckliche Zuſtand gebracht hätte, weiß ich nicht. Schon mehrmals hatte ich an Selbſtmord gedacht; doch die religiöſen Gefühle, die man mir eingeimpft, ließen mich ſtets dieſe fürchterliche Verſuchung beſtehen.

Ungefähr um dieſe Zeit fiel mir unerwartet ein kleines Erbtheil zu. Nun faßte ich einen Entſchluß, dem ich ohne Zweifel mein Leben zu danken habe. Ich ging auf Reiſen, durchzog Deutſchland, einen Theil von Italien und Frankreich und kehrte nach einem Jahre geneſen in

Digitized by Google

meine Vaterſtadt zurück. Das einzige Gefühl, das mir von meinem unglückſeligen Leben verblieb, war eine ſtille Träumerei und eine Art Gefühlloſigkeit und Gleichgültigkeit gegen das Treiben der Welt.

Das Bild Roſa's verließ jedoch niemals meinen Geiſt und jetzt noch iſt es mein treuer Gefährte und lebendig meiner Seele eingeprägt. Die Erinnerung an meine Geliebte erweckt in mir noch immer eine tiefe Traurigkeit, und wenn ich Ihnen, mein Freund, in dieſem Augenblicke die Gefühle mittheilen könnte, die mein Herz durchwühlen, ſo würden Sie ſich gewiß tief ergriffen fühlen . . .

Martin hörte auf zu ſprechen. Daniel, bis in's Tiefſte ſeiner Seele gerührt, antwortete nichts auf dieſe Erzählung, ſondern drückte ſeinem Freunde die Hand, während er eine Thräne trocknete, die glühend über ſeine Wange rollte. Dieß Eine nur dachte der Jüngling bei ſich ſelbſt:

„Ich wünſchte wohl, daß der alte Herr von damals hier wäre, um zu hören, welches Urtheil er über eine ſolche Art von Liebe fällen würde!“

XIII.

Ohne Zweifel giebt es Wenige unter unſeren Leſern oder Leſerinnen, welche, wenn ſie die Geduld gehabt haben, die vorhergehenden Kapitel zu leſen, ſich nicht vorſtellen können, welche Gedanken Daniels Geiſt nun, da er die Verſicherung von Maria's Gegenliebe hatte,

Digitized by Google

durchkreuzen mußten. Man kann leicht begreifen, daß der Jüngling ſein Herz von neuem Muthe beſeelt fühlte, daß es ihm ſchien, als begännen die Wolken, die ſchon lange ſeinen Lebenshimmel überzogen hatten, vor den Strahlen einer glanzreichen Sonne, der Sonne der Liebe, zu weichen, und daß er bald vollauf im Glücke ſich baden zu können glaubte. Noch einige Zeit, und er würde ſeine Braut zum Altare führen; ſeine Kunſt würde ihm bald ein reichliches Auskommen verſchaffen und zwiſchen ſeiner geliebten Maria und ſeiner guten Mutter würde er ein Leben voller Freude finden. Wer weiß, ob er ſich nicht einſtens ſogar einen großen Namen erwerben und ſeinem Lande Ehre bringen würde!

Solche frohe Gedanken durchkreuzten ſich in ſeinem Geiſte, als er am Abende des Tages, an welchem er Maria ſeine Liebe erklärt und ſeinem Freunde Martin ſeine Geſchichte erzählt hatte, nach Hauſe kehrte. Zu Daniels Ehre müſſen wir hier bemerken, daß die Erzählung Martins ihn tief gerührt hatte, daß er inniges Mitleid mit ſeinem unglücklichen Freunde gefühlt und ſeine Zuneigung für ihn dadurch noch zugenommen hatte. Doch dieß Alles hinderte ihn nicht, daß er flink wie ein Hirſch die Straſſen durcheilte, Seele und Geiſt bald wieder munter geſtimmt fühlte und mit einem fröhlichen Ausdrucke auf dem Geſichte ſeine Wohnung und das Zimmer, wo ſeine Mutter ſich befand, erreichte.

Auf dem Geſichte Katharina's dagegen zeigte ſich ein ſchmerzliches Gefühl, eine tiefe Traurigkeit. Dieſer ſo verſchiedene Ausdruck auf den Geſichtern von Mutter und Sohn hätte bei einem ruhigeren Beobachter gewiß ein

ſchmerzliches Gefühl erweckt, und unter anderen Umſtänden hätte ſich Daniel gewiß dadurch ergriffen gefühlt; doch in dieſem Augenblicke war er zu ſehr von der Freude eingenommen, um etwas bemerken zu können. Er flog auf Katharina zu, und ihr freudig und liebevoll die Hand drückend, rief er: „Mutter, freue Dich mit mir! es iſt mir heute ein großes Glück widerfahren!“

Katharina gab ſich alle Mühe, ihre Traurigkeit zu verbergen, und fragte mit erzwungener Freude auf dem Geſichte: „Was giebt es, Daniel?“

„Ich will, daß Du ratheſt, Mutter!... Doch nein, Du würdeſt es nie errathen können; ich werde Dir's lieber ſagen.“

„Ich höre, Daniel.“

„Nun, meine liebe Mutter, ich liebe Maria, die Tochter des Herrn van Berchem ... und ſie liebt mich wieder!“

Katharina ſchwieg. Es ſchien, als wollte ſie mit ihrem Blicke den Boden durchdringen und verlöre ſich in tiefes Nachdenken. Daniel bemerkte dieß, und, ſeine Freude etwas mäßigend, fragte er: „Biſt Du mit meiner Wahl nicht zufrieden, Mutter?“

„Vollkommen, mein Sohn,“ antwortete Katharina in ernſtem Tone. „Maria iſt ein braves Mädchen; ich wünſchte von ganzem Herzen, daß ſie Deine Braut werden möchte. Aber Maria hat auch Eltern; werden ſie mit ihrer Wahl zufrieden ſein? Weißt Du wohl, Daniel, daß Herr van Berchem ein wohlhabender Mann und daß unſer Vermögen ſehr zuſammengeſchmolzen iſt?“

„Ich weiß es, Mutter, daß uns das Unglück ſchwer heimgeſucht hat; doch ich weiß auch, daß ich Muth und

Digitized by Google

Kraft in meiner Bruſt berge, daß ich arbeiten werde, daß ich meine Kunſt mir nützlich machen, und einſtens wohl in Stand kommen werde, das verlorene Vermögen wieder zu gewinnen."

Katharina ſah wohl ein, daß ſie, wenn ſie ihrem Sohne ſeine frohen Vorgefühle raubte, und ſollten es auch lauter Luftgebilde ſein, keinen Vortheil haben und nur, indem ſie dem Jünglinge den Muth benahm, ihn und ſich ſelbſt in noch größeres Unglück ſtürzen würde. Sie beſchloß daher bei ſich, ihm ſeine Freude nicht zu rauben, und entgegnete: „Wohlan denn, Daniel, mache Dich Maria's würdig. Trachte, durch Deine Kunſt es ſo weit zu bringen, daß die Zukunft Dir einen Reichthum verſpreche, der mit dem Maria's das Gleichgewicht halten kann, und dann hoffe, mein Sohn, dann wird Dein Verlangen erfüllt werden, und ich fürchte nicht, daß Herr van Berchem ſich ſchämen wird, Dich zum Schwiegerſohne anzunehmen, obſchon..."

„O, ich habe eine lebendige Hoffnung," unterbrach ſie Daniel, „ich fühle etwas in meinem Geiſte, das mir einſtens Ehre und Wohlſein verſchaffen wird. Von nun an habe ich ſchon nicht mehr zu klagen. Geſtern habe ich wieder zwei neue Schülerinnen bekommen und Herr van Berchem kann mich gut leiden, ſo viel ich merke."

„So laß uns denn hoffen!" ſagte Katharina.

Das Geſpräch dauerte noch eine Zeit lang fort. Daniel machte noch eine Menge Pläne, ſuchte ſeine Mutter zu überzeugen, daß die meiſten derſelben gut ausfallen müßten und daß ihr die Zukunft nur Glück zeige. Katharina that, als glaubte ſie Alles.

Digitized by Google

Als Daniel ſich zur Ruhe begeben, blieb die Frau noch lange im Zimmer ſitzen. Die Neuigkeit, welche den Jüngling ſo fröhlich gemacht, war für Katharina eine neue Folter. Sie, die durch keine Leidenſchaft verleitet war, ſah nur zu klar, welche Hinderniſſe ſich gegen das Glück ihres Sohnes, und folglich gegen ihr eigenes, erheben würden. Sie kannte den Herrn van Berchem, ſie wußte, daß er ein Starrkopf war und, als ein alter Kaufmann, viel auf zeitliche Güter hielt; daß er, wenn er auch Daniel geneigt wäre, ihm dennoch ſicher ſeine Tochter verweigern würde, wenn er wüßte, wie es mit dem Vermögen des Jünglings ſtünde. Der Stand dieſes Vermögens war in der That ſchlimm. Daniel hatte viel Geld auf ſeinen Reiſen verzehrt; denn ſeine Mutter wollte nicht, daß er, während er ferne war von ſeinem Vaterlande, entbehren und Mangel leiden ſollte. Dann beliefen ſich auch die Schulden ſehr hoch, welche die brave Frau für ihren verſtorbenen Gatten bezahlt hatte. Daniel wußte noch nicht Alles. Um dieſe Schulden zu bezahlen, war Katharina gezwungen geweſen, ein prachtvolles Haus zu verkaufen, und ſelbſt der Erlös dieſes Verkaufes hatte kaum gereicht, die Schulden zu decken. Noch am ſelben Tage, da Daniel durch Maria's Gegenliebe ſo erfreut war und ſeine Phantaſie durch das Vorgefühl des Glückes geſchmeichelt fühlte, hatte ein ſchwerer Schlag das Herz ſeiner unglücklichen Mutter getroffen. Ein Herr mit einem lachenden Geſichte hatte ſich mit einem Wechſel eingefunden, deſſen Inhalt alſo lautete: „Der Unterzeichnete verſpricht, in zwölf Monaten a dato

Digitized by Google

dieſes Wechſels an Herrn N. oder ſeine Ordre die Summe von fünftauſend Gulden niederländiſch auszubezahlen.

Heinrich B....."

„Ich habe mich bei dem Sterbefalle Ihres Gatten nicht einfinden wollen," ſagte der Herr, „da ich wohl wußte, daß ich wegen der Bezahlung ruhig ſein konnte."

Die unglückſelige Katharina war bei Durchleſung dieſes Wechſels wie vernichtet geweſen. Der Wechſel mußte bezahlt werden, da er gerade an dieſem Tage verfallen war. Katharina beſaß keine fünftauſend Gulden; ſie bat daher den Herrn, er möchte des Nachmittags wieder kommen. Dieß war immer ein wenig Zeit gewonnen. Die Frau war erſt einige Augenblicke rathlos. Endlich verließ ſie ihre Wohnung und begab ſich zu ihrem Notar, dem ſie ihre ganze Lage auseinanderſetzte. Dieſer lehnte ihr die fünftauſend Gulden als erſte Rente auf das Haus, welches ſie bewohnte, und Katharina war froher, als wenn man ihr das Geld geſchenkt hätte. Der Wechſel wurde des Nachmittags bezahlt und Katharina's Ruf und Namen blieben ungekränkt.

Als die arme Frau des Abends allein in ihrem Zimmer ſaß, begann ſie, ernſtlich an ihren Zuſtand zu denken. Sie dachte dabei natürlicherweiſe an ihr früheres Leben zurück; ſie erinnerte ſich der Tage ihrer Jugend, die ihr ſo froh und ſorglos dahin geſchwunden waren; der zärtlichen Liebe ihrer Mutter, die ihr leider zu frühe entriſſen worden; dann der Zuneigung ihres braven Vaters ſeines Schmerzes bei der Nachricht von der unglücklichen Ehe ſeiner Tochter; und zudem des Wehes

Digitized by Google

und Kummers, die ihr der Gatte, den ſie ſo ſehr geliebt, beſtändig bereitet hatte. Jetzt war ihr reichliches Auskommen vernichtet, und die Zukunft konnte ihr nur Schmerzen und Unglück bieten. Ihr Haus iſt nur mehr halb das ihre, ſie muß jährlich das von ihrem Notare erhaltene Darlehen verzinſen, und auf welche Art wird ſie dieſes Geld ſich erwerben? Und wer weiß, ob nicht noch mehrere Wechſel ausſtehen? Gott! Gott! . . . Daniel hatte zwar in der Stadt einige Lectionen erhalten; doch dieſelben reichten noch nicht zu ſeinem eigenen Unterhalte hin, denn ihr Sohn mußte gut gekleidet gehen, er war gezwungen, hin und wieder, ja ſogar oft, an Vergnügungen Theil zu nehmen, die ihm viel Geld koſteten; mit einem Worte, er mußte der Mode und ihren tauſend Anforderungen genügen. Dieß war das einzige Mittel, um gerne in der Geſellſchaft geſehen zu werden, und Fortſchritte zu machen auf dem einmal betretenen Wege.

Katharina wußte recht gut, daß hieran wenig oder nichts verändert werden konnte. Sie wendete daher ihre Blicke, um mich dieſes Ausdrucks zu bedienen, nach einer anderen Seite, und fing an, die Ausgaben für den Haushalt zu unterſuchen. Bisher hatte ſie drei Dienſtboten gehalten; ſie beſchloß zwei davon wegzuthun, und nur eine alte Frau zu behalten, Line genannt, die ihr von Jugend auf gedient hatte, und ihr innig ergeben war. Die Ausgaben für den Haushalt konnten auch merklich vermindert werden, und obſchon niemals unnöthigerweiſe Geld verausgabt wurde, beſchloß Katharina doch, von nun an noch ſparſamer zu leben.

Digitized by Google

Die Frau hatte ſich vorgenommen, dieſen Abend Daniel ſelbſt von allen dem zu unterrichten, und ihm ihren Entſchluß mitzutheilen; doch ſie würde es für eine Sünde gehalten haben, durch ſolch traurige Geſpräche die Freude zu verſcheuchen, die ſo deutlich auf dem Geſichte ihres Sohnes zu leſen war, und von welcher ſeine Worte ihr bald die Verſicherung gegeben. Und ſie, ſeine Mutter, ſie ſollte die Freude, welche Daniel nun ſo innig fühlte, durch die ſchreckliche Wirklichkeit tödten? — Sie ſollte Daniel ſagen: „Sohn, ich ſehe in der Zukunft nur Armuth vor uns; unſer Vermögen iſt ruinirt; wir müſſen unſere Ausgaben verringern, unſere Dienſtboten fortſchicken; unſer Haus gehört uns nur mehr halb zu; Maria wird nie die Deine werden, denn ſie iſt reich und wir ſind arm...?“

Nein, das konnte ſie nicht, und ihr Gewiſſen ſagte ihr, daß ſie dieß nicht thun dürfte. Und doch, that Daniel nicht Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, und hatte er nicht all ſeinen Muth nöthig, um auf der mühſeligen Bahn, die er betreten, mit Nutzen fortzuſchreiten? O, nein, nein! Sie fühlte es, daß ſie beſſer thäte, ihm nichts davon zu ſagen, und nur im Stillen die vorgenommenen Veränderungen in's Werk zu ſetzen.

Während Katharina in dieſen traurigen Gedanken verſunken da ſaß, kam Line, die alte Dienſtmagd, in's Zimmer. Es fiel dieſer nicht ſchwer, zu bemerken, daß ihre Herrin wieder von einem neuen Schmerze überfallen war. Line war von dieſem Anblicke heftig ergriffen, denn ſie liebte Katharina, als wenn ſie ihre Tochter geweſen wäre. Sie trat langſam näher, faßte die Frau

Digitized by Google

bei der Hand und ſprach: „Meine liebe gnädige Frau, Sie ſind wieder unglücklich, ich ſehe es.“

„O Line!“ ſeufzte die Frau, „Du weißt es, ich habe ſeit meiner Jugend, ſeit meinem Hochzeitstage nicht aufgehört, unglücklich zu ſeyn.“

In der Folge ſetzte ihr Katharina ihre Lage aus⸗einander, da ſie immer viel Vertrauen in Line geſetzt, und machte ſie mit dem Entſchluſſe bekannt, den ſie ge⸗faßt. Line vergoß Thränen und ſagte: „O, ich werde Sie nie verlaſſen, meine gute Herrin; ich beſitze einiges Geld, das ich bei Ihnen und Ihrem Vater gewonnen habe, verfügen Sie frei darüber, es gehört Ihnen. Wenn dieſes verbraucht iſt, dann werde ich für Sie ar⸗beiten; ich bin wohl alt, aber ich kann doch noch Geld verdienen.“

„Hab' Dank, meine brave Line,“ verſetzte die Frau, „doch es iſt ſo weit noch nicht gekommen.“

Bei dieſen Worten drückte ſie der Dienſtmagd die Hand.

„Wenn ich an die Zeit zurückdenke,“ ſeufzte Line, „als ich Sie auf meinem Schooße liebkoſete, und Sie mir freundlich zulachten, und dann als ich Sie in die Kirche und auf Spaziergängen begleitete, und Sie an Schönheit und Tugend immer zunehmen ſah! — Gott! Gott! und dann Ihre Heirath, Ihre unglückſelige Hei⸗rath! und Ihr Gemahl, welcher . . .“

„Genug, Line, kein Wort mehr davon; Du weißt, daß ich Dir dieß mehrmals verboten habe.“

„Ja, ja, ich weiß, daß Sie immer zu gut geweſen ſind. Nun, mag es ſeyn; denken wir nur an die Ge⸗

genwart. Ich werde dafür ſorgen, daß innerhalb weniger Tage die beiden Dienſtboten zur Thüre hinaus ſind.“

„Wie wirſt Du dieß anfangen, Line? Ich möchte nicht gerne ſehen, daß . . .“

„Laſſen Sie nur mich machen,“ ſagte die alte Dienſtmagd, und verließ eilig das Zimmer.

Katharina ging zu Bette, und während Daniel von ſeiner Liebe und einer ſchönen Zukunft träumte, floh der Schlaf ſeine arme Mutter, und ſie ſah ſchon in Gedanken ihr künftiges Unglück vor ſich.

Line erfüllte ihr Verſprechen, und zwar auf folgende Weiſe: Obwohl von Natur eine brave und gefühlvolle Frau, war ſie doch nicht ganz frei geblieben von dem Gebrechen, dem man gewöhnlich bei den alten Dienſtboten begegnet, die ihr ganzes Leben in einem Dienſte hingebracht. Sie ſpielte immer die Herrin im Haushalte, und da ihre Befehle bisher nichts Unbilliges verlangt, ſo hatten ihr der Bediente, Piet, und die Nebenmagd, Nettchen, immer gehorcht. Jetzt aber veränderte ſie ihre Manieren. Sie befahl Nettchen, ſich mit Dingen abzugeben, welche ihr nicht zufielen: ſie ließ ſie viermal dieſelbe Arbeit thun, und wußte dann doch noch immer was daran zu tadeln. Nettchen wollte ſich bei Katharina nicht beklagen, denn ſie ſtellte ſich vor, daß dieſe nur durch die Augen der alten Dienſtmagd ſehen, und ihr immer Recht geben würde. Einige Tage lang ertrug ſie geduldig die Tyrannei der alten Line; endlich konnte ſie es nicht mehr länger aushalten, ſie ſagte ihren Dienſt auf, und wollte augenblicklich gehen. Katharina war darüber ſehr verwundert, und ſuchte den Grund

Digitized by Google

zu erfahren; doch Nettchen ſagte, dieß wäre unnöthig. Die Frau wollte ſie jedoch nicht ohne ein Geſchenk gehen laſſen. Dieß rührte das Herz des Mädchens, und nun bekannte ſie, daß ſie wegen der alten Zauberhexe Line fortginge. Katharina wußte nicht, was ſie darauf antworten ſollte; ſie kannte die Lage der Dinge nicht, und wußte nicht, daß die ungewöhnliche Tyrannei Linens erſt ſeit einigen Tagen begonnen hatte, und eine Comödie war, welche die alte Dienſtmagd ſpielte.

Piet, der Bediente, der für Nettchen viel Zuneigung in ſeinem Herzen fühlte, und im Sinne hatte, ſie bald zu ſeiner Braut zu machen, wollte ihr folgen, und verließ ebenfalls den Dienſt. Katharina tadelte die alte Dienſtmagd wegen des Benehmens, das ſie angenommen, aber Line antwortete: „Es war das einzige Mittel, ihrer los zu werden; ich habe mir ſelbſt Gewalt anthun müſſen, das arme Nettchen ſo zu plagen, daß ſie die Geduld verließ; ich hatte innerlich Mitleid mit ihr, doch es war nothwendig, denn ſonſt hätten ſie leicht die Urſache errathen können, warum ſie gehen müßten. Nun können ſie ruhig auf mich ſchelten; Ihre Ehre, meine liebe gnädige Frau, ſoll unverletzt bleiben, und Niemand ſoll wiſſen, in welcher Lage wir uns befinden.“

Katharina fühlte ſich in dieſem Augenblicke zugleich betrübt und erfreut. Es freute ſie, zu ſehen, wie die alte Line ſich für ſie aufopferte, und, um ihre Ehre zu bewahren, lieber eine verächtliche Rolle hatte ſpielen wollen.

Digitized by Google

XIV.

Daniel wußte nichts von den Schmerzen, welche das Herz ſeiner Mutter zerriſſen. Er wurde ſelbſt ſpäter nicht gewahr, daß die beiden Dienſtboten, die das Haus verlaſſen hatten, durch keine anderen erſetzt wurden. Der Jüngling dachte nur an ſeine Liebe; täglich verlebte er himmliſche Stunden bei ihr, und hielt ſich für den Glücklichſten der Sterblichen. O, jetzt erſt koſtete er die Süßigkeit des Lebens; bisher hatte er nur halb gelebt, jetzt lebte er ganz, denn ſeine Seele hatte eine andere Seele gefunden, die ſie verſtand, die mit ihr lebte, und an die ſie unzertrennlich gebunden war. O, wie ſtolz war nun der Jüngling: auch er, auch er beſaß nun eine Geliebte, auch er war ſo glücklich, ſagen zu können, daß es eine Seele gäbe auf Erden, über die er gebot, die er beherrſchte, die er unter ſeinen Flügeln trug und pflegte, einen Geiſt, der dem ſeinen zugethan, der die Gefühle und Gedanken ſeines Geiſtes empfing, und der fortan ohne ihn nicht mehr beſtehen konnte.

Dieſes Glück dauerte einige Zeit ungeſtört fort. Als der Winter herangenaht war, begannen ſeine Vergnügungen den glücklichen Zuſtand Daniels noch zu vergrößern. Der Verkehr in dem Hauſe des Herrn van Berchem hatte ihm Gelegenheit gegeben, mit einigen angeſehenen bürgerlichen und Kaufmannsfamilien Bekanntſchaft zu machen. Er wurde daher zu verſchiedenen Abendgeſellſchaften und Schmauſereien eingeladen und

Digitized by Google

er ließ ſolche Einladungen nie unerwiedert, wenn er wußte, daß Maria ſich ebenfalls dort befand.

Alles dieß hatte auch, wie man leicht einſehen wird, ſeine ſchlimme Seite, und unſer Daniel kam dadurch in große Unkoſten. Seine arme Mutter ſah mit betrübtem Herzen zu. Jedoch ſie hatte nicht den Muth, ihren Sohn von ihrer wahren Lage zu unterrichten: ſie ſuchte dieß Alles auf andere Art wieder hereinzubringen. That die unglückliche Katharina gut daran? Wir wollen nicht darüber aburtheilen, ſondern nur bemerken, daß wir glauben, es würden viele Mütter unter ſolchen Verhältniſſen ihrem Beiſpiele folgen. Und dennoch, konnte die arme Frau wohl anders? durfte ſie ihrem Sohne die Mittel benehmen, ſich bekannt zu machen und fortzuſchreiten auf der betretenen Lebensbahn? . . .

Das Glück der Erde iſt unbeſtändig.

Wie verbraucht dieſe Wahrheit auch ſeyn mag, ſie bleibt doch immer eine Wahrheit, und Daniel mußte es ſeinerſeits wiederum beweiſen. Ein kleines Wölkchen zeigte ſich ſeinem Geiſte am fernen Horizonte, und wer weiß nicht, daß ein kleines Wölkchen oft der Vorbote eines ſchweren Gewitters iſt?

Es fand bei Herrn van Berchem ein kleines Abendfeſt ſtatt. Zu demſelben waren nur einige gute Bekannte und Freunde geladen, denn man wollte ſich ein ſtilles, ungeſtörtes Vergnügen verſchaffen. Herr van Berchem hatte ſeinen Staatsrock nicht an, und befand ſich vollkommen gut in ſeiner Bequemlichkeit. Als der Theetiſch abgetragen war und man einige feine Getränke

genoſſen hatte, zerſtreute man ſich im Zimmer umher. Daniel hatte ſich zu Maria und ihrer Mutter geſellt, und unterhielt die Frauen mit einem geiſtreichen und muntern Geſpräche. Einige von den Gäſten ſaßen an Spieltiſchen, und vertrieben ſich die Zeit mit einem luſtigen Kartenſpiele. Van Berchem war mit einem Herrn im Geſpräche begriffen. Der alte Kaufmann ſchien viel Geſchmack an dieſem Geſpräche zu finden, denn er lachte unaufhörlich. Der mit ihm ſprach war ein Herr von gewöhnlicher Körperform: ſeine Haare waren dunkelbraun, ſeine Augen grau und durchdringend, ſein Mund war klein und von ſchmalen Lippen umſäumt, ſeine Naſe ziemlich lang; doch da ſein ganzes Geſicht länglicht war, fiel Letzteres nicht ſehr auf. Dieſer Herr verwendete kein Auge von unſerm Daniel; er folgte allen ſeinen Bewegungen, und es ſchien, als wollte er aus den Mienen des Jünglings erſpähen, welches der Inhalt ſeines Geſpräches wohl ſeyn möchte. Herr van Berchem bemerkte dieß nicht, allein Daniel wurde es gewahr, und fragte Mariens Mutter, wer dieſe Perſon wäre, die er ſchon ein andermal in ihrer Geſellſchaft getroffen.

„Ich kann ihn nicht leiden,“ ſagte Maria, ehe noch ihre Mutter antworten konnte, „es iſt etwas in ſeinen Blicken, was mich erröthen macht.“

Julie, die Mutter, ſagte hierauf: „Es iſt Herr N., ein reicher Mann; ſein Geſpräch iſt ſehr geiſtreich;“ und zu Maria ſich wendend, fuhr ſie fort: „ich begreife nicht, Maria, warum Du ſo ſchlecht auf ihn zu ſprechen biſt.“

Digitized by Google

„Liebe Mutter, ich begreife es ſelbſt nicht, allein ich kann ihn nicht ſehen."

Dieß Gefühl ſeiner Geliebten behagte Daniel, wie es jedem Verliebten gefallen haben würde. Er ſuchte nun dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, und dieß gelang ihm auch bald.

Einige Augenblicke ſpäter ſtand Herr van Berchem plötzlich auf, trat auf Daniel zu, und ſprach: „Mein braver Freund Daniel, wollten Sie mir nicht das Vergnügen machen, mit Herrn N. eine Parthie Schach zu ſpielen? Ich habe ein wenig Kopfſchmerzen, ſonſt würde ich ſelbſt der Aufforderung dieſes Herrn genügt haben. Sie wiſſen recht wohl, daß ich Liebhaber von dieſem Spiele bin."

Herr N. war inzwiſchen näher getreten.

„Herr van Berchem," antwortete Daniel, „ich werde mit Vergnügen Ihrer Aufforderung nachkommen; allein Herr N. erwartet wohl in mir einen großen Meiſter, und ich muß ihn daher im Voraus verſichern, daß ich nur ein armſelger Spieler bin."

„Mein Herr, Sie ſind zu beſcheiden," antwortete Herr N. mit einem Lächeln.

„Verzeihen Sie, Herr N., die Beſcheidenheit iſt eine Tugend, die ich mir nicht zuerkenne."

Inzwiſchen trat man an den Tiſch, und man konnte es Daniel leicht am Geſichte abſehen, wie ungern er die Geſellſchaft Mariens verließ, um dem Herrn N. zu gefallen, den er, ohne ihn zu kennen, von Herzen haßte. Ein Theil der Geſellſchaft, worunter Herr van Berchem, ſtellte ſich um die Spieler.

Digitized by Google

Die erſte Parthie dauerte nicht lange, und wurde von Daniel gewonnen. Herr N. machte ihm ſein Compliment darüber; doch wer ein wenig aufmerkſam war, konnte leicht ſehen, daß es eitel Spott war. Herr N. ſah recht gut, daß er Daniel überlegen war.

Die Figuren wurden nun wieder aufgeſtellt, und Herr N. nahm eine halb lachende, halb ernſte Haltung an: „Ich ſehe wohl,“ ſagte er, „daß ich all meine Aufmerkſamkeit nöthig haben werde, und meine Batterien gut decken muß. Herr Daniel, Sie ſind ein hitziger Kämpfer.“

„Sie irren ſich wahrlich, mein Herr,“ antwortete der Jüngling, „denn ich glaube, daß der Sieg, den ich errungen, ein wenig von Ihnen vorbereitet war.“

„Schon wieder beſcheiden, Herr Daniel.“

Der Jüngling antwortete nicht, denn er merkte, daß Alles, was ſein Gegner ſagte, wenn auch nicht Spott, ſo doch wenigſtens eitle Prahlerei war.

Alle Umſtehenden waren in der geſpannteſten Erwartung; Herr N. begann: „Sehen Sie, Herr Daniel, ich ſetze meine Vorwachen aus; meine Bauern machen Entdeckungsreiſen.“

„Sind ſie nicht von Pferden vertheidigt?“ fragte Daniel und nahm ſeinem Gegner einen der ſogenannten Bauern.

„Ein Pferd iſt einen Bauern werth,“ ſagte Herr N., und nahm Daniel ein Pferd weg.

„Das hatte ich nicht geſehen.“

„Wollen wir den Zug zurücknehmen?“ fragte Herr N.

Digitized by Google

„Nicht doch," ſagte der Jüngling, und brachte einen ſeiner Läufer hinaus.

„Dieſe Läufer *) ſind oft furchtbar," ſagte Herr N., „und hier kommt eben einer und beunruhigt meine Königin. Gut, daß wir ihn unſchädlich machen können," und er ſtellte eines ſeiner Pferde vor die Königin.

„Dieſen Tauſch geh' ich ein," ſagte der Jüngling, und Pferd und Läufer verſchwanden vom Schachbrette.

Daniel ſchien allmälig ſeine Kaltblütigkeit zu verlieren, denn er ſpielte raſch fort, und raubte, was er konnte.

„Herr Daniel, nehmen Sie ſich in Acht, ich habe es auf Ihre Königin gemünzt, ſie muß mein werden."

Während Herr N. dieß ſagte, warf er einen Blick im Saale umher. Es ſchien dem Jünglinge, als enthielten dieſe Worte etwas Geheimnißvolles. Er dachte nicht mehr an's Spiel; es drehte ſich Alles vor ſeinen Augen, und mit einemmale ward es ihm klar, daß Herr N. ſein Nebenbuhler war. Die Königin verwandelte ſich in ſeinen Augen plötzlich in Maria und dieſer Gedanke trübte ſeinen Geiſt. Er lehnte das Haupt auf ſeine Hände, ſtützte ſeine Elbogen auf den Tiſch und

*) Ohne Zweifel eine ironiſche Anſpielung auf Daniel in Betreff Maria's, die ſich jedoch im Deutſchen nicht wiedergeben läßt. Die Läufer heißen nämlich im Flämiſchen zotten, oder dwazen, eigentlich „Narren, Dummköpfe."

blieb in Gedanken verſunken ſitzen. Die Umſtehenden dachten, er überlege das Spiel, und wolle einen entſcheidenden Schlag ausführen; doch vor Daniels Geiſte war das Spiel verflogen. Endlich richtete er ſein Haupt auf und ſchaute ſeinem Gegner ſtarr in die Augen; doch dieſer zeigte immer dasſelbe lächelnde Geſicht. Der Jüngling machte nun wieder einen Zug und ſah bald die Figur, mit der er geſpielt hatte, rauben. Nach ein paar Augenblicken ſprach Herr N. in ſcherzendem Tone: „Herr Daniel, ich habe es Ihnen geſagt, die Königin iſt mein.“

Und fürwahr, der Schlag war unabwendbar.

„Königin verloren, Spiel verloren, ſagt man gewöhnlich,“ ſprach Daniel, indem er ſich Gewalt anthat, um zu lächeln, „doch ich gebe mein Spiel deßhalb noch nicht auf.“

Das Spiel ging fort, ohne daß weitere Bemerkungen gemacht wurden, bis endlich Daniel ausrief: „Schach dem König!“

Herr N. ließ ſeinen König den Platz verändern; Daniel nahm noch andere Figuren zu Hülfe, und gab ſich alle Mühe, den König ſeines Gegners zu umzingeln. Doch dieſer ließ ihn ruhig machen, und arbeitete auf einer andern Seite, bis es endlich an ihm war, zu rufen: „Schach dem König!“

Daniel wehrte den Schlag ab, verlor aber dabei einige Figuren. Das Spiel kam endlich ſo weit, daß Daniels König ſich in einer Lage befand, wo er weder ſchach noch matt war, ſich jedoch nicht von ſeiner Stelle rühren konnte.

Digitized by Google

„Ich geb' es auf," ſagte der Jüngling, und erhob ſich von ſeinem Seſſel.

„Es iſt noch nicht Alles verloren," rief Herr N.

„Aber wenig mehr zu gewinnen," ſagte Daniel und geſellte ſich zur übrigen Geſellſchaft.

Die Freude war nun für den Jüngling verſchwunden, er fühlte ſeinen Geiſt umnebelt und verdüſtert, und ging eine Zeit lang im Saale auf und nieder. Herr N. benützte dieſen Augenblick und begab ſich zu Maria und ihrer Mutter. Er knüpfte mit ihr ein Geſpräch an und eine teufliſche Freude war in ſeinen Zügen zu leſen. Daniel bemerkte dieß und ſetzte ſich an einen Spieltiſch, wo er ungeſehen die Frauen beobachten konnte. Er ſah anfangs mit Vergnügen, daß Maria durchaus nicht verhehlte, wie unangenehm ihr die Geſellſchaft des Herrn N. war. Dieß that dem Herzen des Jünglings unbeſchreiblich wohl. Die Mutter jedoch hörte aufmerkſam auf das, was Herr N. erzählte, und mehr als einmal brach ſie in Lachen aus. Endlich bemerkte Daniel, daß Herr N. ſeine Rede direkt an Maria richtete, und ſah das Mädchen darauf erröthen. Doch er ſah dieſe Röthe bald wieder von ihren Wangen verſchwinden, und Maria ſchien nun mit mehr Aufmerkſamkeit auf ſeine Worte zu lauſchen.

„Er hat ihr gewiß einige ſchöne Worte geſagt," dachte Daniel bei ſich, „und ſie fühlt ſich dadurch geſchmeichelt! O! die Weiberherzen ſind alle empfänglich für Eitelkeit, und Maria wird auch keine Ausnahme davon machen!"

Herr N. unterhielt ſich noch eine Weile mit den

Digitized by Google

beiden Frauen. Endlich ſtand er auf, verließ ſie, und ſuchte Herrn van Berchem auf, der in dieſem Augenblicke allein war, und mit dem er ein zweites Geſpräch anknüpfte. Es war Daniel nicht ſchwer, zu bemerken, daß dieß Geſpräch von Belang ſeyn mußte, denn er ſah bald Herrn van Berchem eine ernſte Haltung annehmen und aufmerkſam auf Herrn N. zu hören. Dieſer fuhr immer fort, zu ſprechen. Van Berchem antwortete wenig und ſchien erſtaunt. Dieß Alles erweckte in dem Jünglinge tauſend Gedanken; er fühlte ſich nahe daran, ohnmächtig zu werden; eine Unruhe, von der er ſich nicht Rechenſchaft geben konnte, hatte ihn ergriffen, und folterte ſeine Seele auf furchtbare Weiſe. Endlich konnte es Daniel nicht länger mehr ertragen; er nahm ſeinen Hut, trat zu Maria, und wünſchte ihr und ihrer Mutter eine gute Nacht, und zwar in einem ſo kalten und ungewöhnlichen Tone, daß Maria ſich nicht enthalten konnte, ihr Erſtaunen darüber auszudrücken.

„Warum gehſt Du ſchon, Daniel?“ fragte ſie leiſe.

„Ich kann nicht länger mehr bleiben,“ ſagte der Jüngling mit einem irren Blicke, und, ohne Jemand Anderen anzuſehen, oder zu grüßen, verließ er den Saal.

Er eilte nach Hauſe, begab ſich zu Bette, und es entquoll ſeinen Augen ein Strom von Thränen.

„Bin ich denn ein Kind,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „warum weine ich denn?“

Aber dennoch konnte er ſeine Thränen nicht zurückhalten, und brachte die ganze Nacht unter endloſen Seelenqualen hin.

Am Morgen des andern Tages wartete der Jüngling

Digitized by Google

mit Ungeduld auf die Stunde, um welche er ſich gewöhnlich zu Maria begab.

Eben ſo ungeduldig erwartete ihn das Mädchen. Verſtimmt trat Daniel ins Zimmer und ließ ſich neben Maria auf einen Seſſel nieder. Lange blieb er da ſprachlos ſitzen, und heftete nur hin und wieder ſeine unterſuchenden Blicke auf Maria, als wollte er in ihren Zügen etwas entdecken. Das Mädchen ließ ebenfalls kein Wort ihrem Munde entſchlüpfen, doch war es deutlich, daß ihre Traurigkeit von Minute zu Minute zunahm. Daniel wurde dieß gewahr, und fand ſich gleichſam genöthigt, das erſte Wort zu ſprechen. Sein Gefühl hatte ſchon zur Hälfte ſeinen Groll überwunden; doch er wollte ſich ſelbſt glauben machen, — etwas, woran die Verliebten ſich oft ſtoßen, — daß Maria ſich gegen ihn vergangen hatte. Endlich ſagte er: „Hat Dich Herr N. geſtern Abend mit ſeinem Liebesgeſchwätze gut unterhalten, Maria?“

„Endlich iſt es heraus,“ ſagte das Mädchen, „ich wartete ſchon lange darauf.“

„Es iſt Dir gewiß unangenehm, was ich eben ſagte?“

„Daniel, Daniel, was denkſt Du?“

„O, ich denke nichts! Herr N. iſt ein geiſtreicher Mann, wie Deine Mutter ſagt. Und Du, Du kannſt ihn nicht leiden; aber ſeine Worte können doch den Lachgeiſt bei Dir erwecken, und Freudeſtrahlen auf Dein Geſicht hervorrufen . . .“

„Genug, Daniel, genug, Du quälſt mich!“ rief plötzlich das Mädchen, „alle dieſe Worte ſind eitel, und dienen zu nichts. Es gibt Dinge von weit mehr Ge-

Digitized by Google

wicht. Du biſt böſe auf mich, und haſt keine Gründe dazu. Wenn Du fühlteſt, was in meiner Seele vorgeht, o, Du würdeſt eine ganz andere Sprache führen!"

Daniel wurde gerührt durch dieſe Worte. Er betrachtete erſtaunt ſeine Geliebte, und Thränen waren bereit, ihm über die Wangen zu rollen. Die Hand des Mädchens ergreifend, fragte er: „Maria, ich bitte Dich, ſage mir, welch ein Unglück über unſern Häuptern ſchwebt!"

„Ja, Unglück, Du ſagſt es, Daniel."

„Nun, ſo ſprich, ich bitte Dich!"

„So wiſſe denn, daß Herr N. mich geſtern Abend von meinem Vater zur Ehe begehrt hat!"

„Was ſagſt Du, Maria? O, Gott! So hat mich denn meine Ahnung nicht betrogen! ... Und was hat ihm Dein Vater darauf geantwortet?"

„Daß er es überlegen wolle."

„Daß er es überlegen wolle! ... Glaubt er denn, er ſey im Begriffe, einen Handel zu unternehmen, daß er erſt berechnen müßte, welchen Vortheil er daraus ziehen würde? konnte er es denn dieſem abſcheulichen Menſchen nicht ſogleich abſchlagen ... Und was hat Herr van Berchem Dir geſagt?"

„Nichts; er hat mir noch kein Wort davon geſagt; ich weiß Alles nur von meiner Mutter."

„O Gott! o Gott!" ſeufzte Daniel, „und Dein Vater, der ſo ſtarrköpfig iſt, ſo unerbittlich in ſeinen Entſchlüſſen! Was ſoll aus uns werden? Was willſt Du thun, Maria?"

„Du fragſt noch, Daniel," ſagte das Mädchen,

Digitized by Google

„weiſst Du denn nicht mehr, daſs ich Dir ewige Liebe geſchworen habe?“

„Und dieſe Liebe iſt unverbrüchlich, nicht wahr, Maria?“

„Dieſe Liebe iſt ewig, wie ich Dir geſagt habe, mein Freund, und nichts iſt fähig, die Gefühle meines Herzens zu verändern.“

„O Dank, Dank, mein Engel! Du ſchenkſt mir das Leben wieder. Verzeih' mir, Maria, daſs ich einen Augenblick an der Standhaftigkeit Deiner Liebe zu zweifeln gewagt . . . Herr N. iſt reich, dachte ich, wer weiſs, ob Maria ſich nicht dadurch blenden läſst, und den armen Künſtler darüber vergiſst, deſſen ganzer Reichthum die Zukunft iſt. O, verzeihe mir dieſen ſchuldvollen Gedanken, Maria; er war eine Sünde, ein Hohn, den ich Deinem Herzen anthat!“

„Du biſt mein einzig Geliebter, Daniel,“ ſeufzte das Mädchen, „und nichts wird vermögen, uns jemals zu trennen.“

Der Jüngling war entzückt über dieſe Worte; er ergriff die Hand ſeiner Geliebten, und bedeckte ſie mit Thränen und Liebesküſſen.

Die beiden Liebenden hatten ſich in dieſem Augenblicke ſo ſehr ihren Gefühlen überlaſſen, daſs ſie nicht hörten, wie die Thüre des Zimmers geöffnet wurde, und Jemand eintrat. Plötzlich entfloh Maria's Munde ein Schrei; Daniel erhob ſeinen Blick, und ſah Herrn van Berchem vor ihnen ſtehen. Das Geſicht dieſes Letzteren drückte die gröſste Verwunderung aus; er heftete abwechſelnd ſeine Blicke bald auf Daniel und bald auf

Digitized by Google

Maria, und konnte kein Wort hervorbringen. Der Jüngling blieb in dieſem Augenblicke kalten Blutes; er hielt noch immer Maria's Hand feſt in der ſeinigen und ſah Herrn van Berchem ohne Arroganz, aber auch ohne Furcht an: ſeine Züge zeigten kein ſchuldiges Bewußtſeyn. Dieſes peinliche Schweigen dauerte einige Augenblicke; endlich rief Maria's Vater: „Herr Daniel! ...“

Der Jüngling ſtand auf, und ſprach: „Mein Herr, weitere Worte ſind unnöthig; ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß wir einander lieben, daß unſer Beider Glück von Ihnen abhängt.“

„Ich ſeh' es hinlänglich!“ rief Herr van Berchem aufgebracht aus.

Daniel nahm wieder das Wort: „Vielleicht bin ich ſchuldig, weil ich Sie nicht früher von meinen Gefühlen unterrichtet habe; allein ich wollte erſt der Liebe Maria's gewiß ſeyn, und mich ihrer würdig zu machen ſuchen.“

„Und Du, Maria?“ fragte van Berchem.

„Vater, Du haſt es gehört,“ ſagte dieſe.

Nach dieſen Worten ſtand ſie auf, und verließ das Zimmer. Van Berchem war rathlos; er ging im Zimmer auf und nieder, warf hin und wieder einen Blick auf den Jüngling, und ſprach endlich: „Herr Daniel, meine Tochter hat Ihren Unterricht nicht mehr nöthig; alſo, Sie verſtehen mich?“

„Das will ſagen, mein Herr, daß Sie mir Ihr Haus verbieten?“

„Sie haben es errathen, junger Menſch.“

„Mein Herr,“ begann Daniel wieder, „da es möglicherweiſe das letztemal ſeyn ſeyn wird, daß ich mich in

Ihrer Nähe befinde, ſo bitte ich Sie, mir zu erlauben, Ihnen noch einige Worte ſagen zu dürfen."

Van Berchem fühlte ſich durch die Rede des Jünglings gerührt; er antwortetete: „Wohlan denn, ſprechen Sie, und ſeyen Sie kurz."

„Mein Herr, ich liebe Maria aus allen Kräften meiner Seele. Schenken Sie ſie mir zur Braut, und ich ſchwöre Ihnen, ſie glücklich zu machen. Nichts ſoll mich abſchrecken, wenn ich für ſie Reichthum und Schätze ſammeln kann; ich bin jung, die Zukunft ſteht offen vor mir, und ich habe volles Vertrauen auf die Kunſt."

„Das will ſagen," antwortete van Berchem, „daß Sie vielleicht einſtens etwas werden können; doch welche iſt für den Augenblick Ihre Lage, mein braver Herr Künſtler?"

Ein leichtes Lächeln flog über van Berchems Geſicht.

„Meine Lage? . . ." wiederholte Daniel, und jetzt erſt dachte er ernſtlich daran; jetzt ſchien es ihm wie eine Binde von den Augen zu fallen. Er dachte an den ſchlechten Stand ſeines Vermögens, er dachte an die Veränderungen, die er bereits im Haushalte bemerkt, ohne bisher die Gründe davon unterſucht zu haben, und er fühlte, der unſelige Jüngling, daß ſeine Lage nur unglücklich genannt werden konnte . . . .

„Meine gegenwärtige Lage?" wiederholte er noch einmal; doch er ſprach nicht weiter, denn er bemerkte in dieſem Augenblicke das Lächeln, das noch immer auf van Berchems Geſichte ſchwebte. Dieſes Lächeln ſchien ſagen zu wollen: — ich kenne deine Lage; ſie iſt armſelig. — Ein Gefühl des Selbſtbewußtſeyns oder Stol-

Digitized by Google

zes, wenn man will, erſtand in dieſem Augenblicke in dem Herzen des Jünglings: „Mein Herr," ſprach er in ernſtem Tone, „Niemand auf Erden kann ſich vor Unglück ſicher achten. Meine Mutter und ich haben viele Schmerzen erlitten, und wenn es mir möglich wäre, Sie dieſelben kennen zu lernen, ſo bin ich gewiß, daß Sie dieſes ſpöttiſche Lächeln, das jetzt Ihre Miene verzieht, tief in Ihrer Seele verborgen gehalten hätten. O ja, ich fühl' es, vor der Welt bin ich nicht werth, Ihr Schwiegerſohn genannt zu werden, und mich mit Maria zu verbinden: eine Familienſchande klebt ja an meiner Stirne, nicht wahr? Doch ... mein Herr, wenn Sie in meinem Herzen leſen könnten, würden Sie Mitleid mit mir haben, wenn anders Ihre Seele für Mitleid empfänglich iſt. Leben Sie wohl ... ich werde beſſere Tage abwarten ... das Unglück wird mich wohl nicht immer verfolgen ..."

Während Daniel dieſe letzten Worte ſprach, hatte er ſich von Betrübniß niedergebeugt gefühlt. Er hatte Mühe, ſeine Thränen zurückzuhalten, und dieß war der hauptſächlichſte Grund, weßhalb er, ohne von Herrn van Berchem eine Antwort abzuwarten, das Zimmer verließ. Als er die Treppe hinunter ging, begegnete er Marien, die ihn, mit Furcht im Herzen, erwartete, und mit ihren Blicken fragte, wie das Geſpräch abgelaufen ſey.

„Maria, wir ſind unglücklich," ſagte Daniel mit gepreßter Stimme, „wirſt Du fortfahren, mich zu lieben?"

„Ewig!" ſeufzte das Mädchen, und Thränen ſtrömten über ihre Wangen.

„Dann iſt noch nicht alle Hoffnung verloren," ſagte

Digitized by Google

der Jüngling, drückte Marien noch einmal die Hand, und eilte aus dem Hauſe.

Van Berchem hatte inzwiſchen das Zimmer noch nicht verlaſſen, und murmelte halb lachend vor ſich hin: „Ja, der Stand ſeines Vermögens iſt artig! Sehr artiſtiſch! Wie es mir geſtern Herr N. geſagt hat. Ah! er rechnet auf die Zukunft! Sein Vater hat ſie ihm ſehr ſchön gemacht, die Zukunft! Wechſel zu bezahlen, wie der des Herrn N. . . . ausſtehende Schulden! Ich habe Mitleid mit der armen Katharina, ſie hat doch ſolch ein Loos nicht verdient . . . Und Maria, Herr N. hat nochmals Recht, ſie liebt dieſen jungen Träumer . . . Wir werden ſehen!“

XV.

Wir werden nicht zu beſchreiben verſuchen, was in Daniels Herzen vorging, und welche Gefühle ſich desſelben bemeiſterten. Dazu würden unſere Kräfte nicht ausreichen, und es liegt auch nicht in unſerer Abſicht, eine Schilderung der inneren Wünſche zu geben, und nachſpüren zu wollen, was im Geheimſten der Seele vorgeht. Wir haben unſern Leſern eine Erzählung verſprochen, und müſſen ihnen alſo nur die Vorfälle berichten, welche ſich ereignen, von welchen Neigungen und Leidenſchaften die Seele unſerer Perſonen erregt wird, und welches die ſichtbare Wirkung dieſer Neigungen und Leidenſchaften auf ſie iſt. Auf welche Art dieſe Triebe wirken, kann jeder ſich nach ſeinem eigenen Gefühle denken.

Digitized by Google

Es wäre leicht ein ganzer Band darüber zu ſchreiben, was Daniel in ſeiner Seele fühlte während der kurzen Zeit, die er brauchte, um vom Hauſe des Herrn van Berchem nach ſeiner Wohnung zu gelangen. Der Jüngling bildete tauſend Pläne, welche alle, nach einer augenblicklichen Unterſuchung, in Dunſt zerfielen. Er dachte an ſein reichliches Auskommen von früher, an die frohen Tage ſeiner Kindheit, die er ſo fröhlich an der Seite ſeiner Mutter hingebracht; dann an das Unglück, welches die Lebensweiſe ſeines Vaters über ſie gebracht, und das jetzt noch ihn und ſeine Mutter darniederdrückte, und ſeinen Namen mit Schande bedeckte. O, dachte er, Herr van Berchem lachte, er wird gewiß ahnen, daß unſer Vermögen verſchwunden iſt! Vielleicht denkt er, daß ich es auf das Vermögen ſeiner Tochter abgeſehen habe, nnd meine Liebe von einer niedern Abſicht geleitet wurde. O, dieſes Lächeln hat mich gepeiniget! Gut, daß er mir nicht offen das Betragen meines Vaters vorhielt ... dieß hätte ich nicht ertragen können! Er wird ohne Zweifel Alles bei ſich hinlänglich überlegt haben! ...

Von ſolchen Gedanken gefoltert, betrat Daniel ſeine Wohnung. Er begab ſich geraden Weges nach ſeinem Arbeitszimmer und ließ ſich dort auf einen Seſſel niederſinken. Nun ließ er ſeiner Phantaſie wieder den Zügel ſchießen, und nachdem er über die Vergangenheit nachgedacht, ließ er ſeinen Geiſt in die Zukunft hinüberſchweifen. Dieß Alles diente jedoch nur dazu, ſein Gemüth noch mehr zu erregen. Endlich ließ der Jüngling ſeinen Blick auf ein angefangenes Gemälde fallen und

Digitized by Google

ſprach: „Nein! noch iſt alle Hoffnung nicht verloren; die Kunſt wird meine Stütze ſein; ſie wird ihren Sohn nicht verlaſſen und mir Troſt und Freude bringen. Wohlan, arbeiten wir mit Muth und Liebe! Ich habe bisher nur ſchon zu viel köſtliche Zeit damit verloren, daß ich Vergnügungen nachjagte; fortan will ich keine einzige Stunde mehr opfern; ich werde arbeiten, ohne Unterlaß arbeiten und ſehen, ob meiner am Ende der Arbeit nicht der Sieg wartet. O Maria, ich will, ich muß mich Deiner würdig machen, und wenn ich Ehre und Reichthum erworben, wird vielleicht das Herz Deines Vaters zu bewegen ſein ...“

Dieſer feſte Entſchluß ſchien dem jungen Künſtler einigermaßen Muth einzuflößen; doch jetzt dachte er auf einmal daran, daß es ihm fortan verboten war, ſeine Geliebte zu ſehen und zu ſprechen, und daß Herr N. vollkommene Freiheit hatte, täglich das Mädchen zu beſuchen und Alles wird in's Werk ſetzen können, ihre Liebe zu erringen. Herr von Berchem wird ſeinerſeits ebenfalls Alles aufbieten und wer weiß, was Maria nicht wird leiden müſſen! Wer weiß, ob ſie nicht ihren entfernten Geliebten dem unerbittlichen Willen ihres Vaters und ihrer eigenen Ruhe opfern wird? Dieſer Gedanke erregte in der Bruſt des Jünglings eine gränzenloſe Eiferſucht und er verfiel wieder in eine Traurigkeit, welche der Verzweiflung nahe war. Nun erhellte wieder ein Strahl der Hoffnung ſeine Seele. Sein Freund Martin, der täglich zu Maria kam, wird ihm Nachrichten von ihr bringen und durch ihn wird er ohne Zweifel

einen Briefwechſel mit ſeiner Geliebten unterhalten können. So ſchwebte der unglückliche Jüngling immer zwiſchen Hoffnung und Verzweiflung.

Als Daniel des Mittags mit ſeiner Mutter bei Tiſche ſaß, ſagte er, daß er Willens wäre, ſich fortan mit mehr Eifer auf die Kunſt zu legen und einige Gemälde zu verfertigen um ſich einen Namen zu machen und durch größere Mittel ihre Lage zu beſſern zu ſuchen, da er recht gut einſähe, daß das Honorar für ſeine Lectionen nicht zureichte, um etwas an ihrer Lage ändern zu können. Katharina lobte dieſen Entſchluß und da ſie ſah, daß ein ſchwerer Kummer auf dem Herzen des Jünglings laſtete, ſuchte ſie durch ihre Reden ihm Muth einzuflößen und ihm zu verſtehen zu geben, daß er, wenn er in der Kunſt Glück haben wollte, dafür ſorgen müßte, ſeinen Geiſt zu beruhigen.

„Meine liebe Mutter,“ ſprach Daniel, „vielleicht noch einige Tage wirſt Du mich traurig ſehen; ich werde jedoch dieſe Traurigkeit überwältigen, ich verſichere Dich deſſen; allein es iſt einige Zeit dazu nöthig. Was mich gegenwärtig bedrückt, iſt zu ſchmerzlich und erfüllt meine Seele mit zu viel Bitterkeit, als daß ich es augenblicklich vergeſſen könnte.“

Hierauf ſetzte er ihr das Ganze auseinander und konnte ſich nicht enthalten, bei dieſer Erzählung reichliche Thränen zu vergießen. Katharina litt gewaltig, als ſie der Schmerzen ihres Sohnes gedachte: „Mein Kind,“ ſagte ſie endlich, „vertrauen wir auf Gott! Schöpfe Muth, arbeite ſo viel Du kannſt und ſei verſichert, daß der Himmel uns nicht verlaſſen wird.“

Digitized by Google

Daniel drückte mit Liebe ſeiner Mutter die Hand und trocknete die Thränen ab, die reichlich über ſeine Wangen herabrieſelten.

Am ſelben Tage noch ſuchte der Jüngling, ſich an's Werk zu machen. Doch ſeine Seele war zu erregt, ſein Geiſt zu ſchwer darnieder gedrückt, um ſich mit der Kunſt beſchäftigen zu können. Er ſtand daher auch bald wieder von ſeinem Malerſtuhle auf und verließ ſeine Wohnung. Er dachte an ſeinen Freund Martin und ſuchte ihn auf, ihm ſein Unglück zu erzählen.

Martin ward von dem Schmerze des Jünglings tief ergriffen. Er beſaß Verſtand genug, um nicht, wie gar viele ſogenannte Freunde in dieſem Falle gethan haben würden, Daniel fühlen zu laſſen, daß er, Martin, dieß Alles vorhergeſehen hatte, daß er gewußt, daß dieß Alles ſo ablaufen mußte; nein, er fühlte ächte, tiefe Trauer über das Schickſal ſeines Freundes und gab ſein Mitleid durch Worte und guten Rath kund. Er konnte ſich jedoch nicht enthalten, eifrig gegen den Herrn N. los=zuziehen, und ſagte Daniel, daß er jener Neffe ſei, der das Vermögen Roſa's ſich anzueignen gewußt hatte: „O, wer hätte je gedacht," fügte er bei, „daß dieſer Taugenichts es wagen dürfte, an Maria's Hand zu denken!"

Martin befeſtigte ſeinen Freund noch mehr in dem Entſchluſſe, ſich mehr mit der Kunſt zu beſchäftigen, ſie feſter zu umfaſſen und zu arbeiten, um ſich einen Namen zu machen. Ferner verſprach er ihm, daß er, im Falle er ihm bei Maria nützlich ſein könnte, Alles thun würde, was in ſeinen Kräften ſtünde. Dieſes Verſprechen konnte

Digitized by Google

jedoch unglücklicherweiſe nicht gehalten werden, denn im ſelben Augenblicke, da die beiden Freunde noch miteinander ſprachen, kam ein Brief von Herrn van Berchem, worin er den Herrn Martin erſuchte, Maria keine Muſiklectionen mehr zu geben. Herr van Berchem ſagte gerade heraus, welches ſeine Gründe wären, und daß er, da er die Anhänglichkeit der beiden Freunde kenne, keinen Argwohn auf Herrn Martin nähren wollte. Schließlich ſagte er noch, daß die Lectionen, ob auch nicht gegeben, dennoch bezahlt werden würden, indem er nicht wollte, daß Herr Martin für ſeinen Freund büßen ſollte. — In der Antwort, welche der Tonkünſtler dem Herrn van Berchem ſandte, weigerte er ſich ſtandhaft, dieſen letzten Punkt anzunehmen, und verwarf van Berchem's Vorſichtigkeit gar nicht, indem er noch beifügte, daß er, Martin, bereit geweſen wäre, die Sache ſeines jungen Freundes zu führen.

Wir halten es für unnöthig, zu ſagen, welch tiefer Eindruck dieſe Nachricht auf den armen Daniel machte. Er ſchloß hieraus, daß van Berchem ſich vorgenommen, ſeine Tochter auf alle Art und Weiſe von ihrem Geliebten zu entfernen, — und ſo war es auch, — um ſie eher dahin zu bringen, eine Verbindung mit Herrn N. einzugehen, den Daniel nun aus allen Kräften ſeiner Seele haßte. Martin hatte die größte Mühe, ſeinen Freund zu beruhigen und ihm begreiflich zu machen, daß hier durch Gewalt nichts zu gewinnen wäre.

Allen Widerwärtigkeiten zum Trotze blieb Daniel ſeinem Gelübde treu. Er arbeitete unaufhörlich, und bald hatte er ein ſchönes Bild fertig. Nun war die

Digitized by Google

große Sache, dasſelbe zu verkaufen. Der Jüngling bat einige ſeiner Freunde, ihn zu beſuchen; Martin munterte ſeinerſeits auch ſeine Bekannten auf, das Bild Daniel's zu beſehen und verſicherte ſie, daß es wirklich ein Meiſterſtück ſey. Und dieß war auch die lautere Wahrheit.

Sehen wir nun, was die Folgen von dem Allem waren.

Einige vornehme junge Herren, welche die Leute gewöhnlich Pflaſtertreter nennen, und die nicht wußten, womit ſie ihre Zeit todtſchlagen ſollten, machten Daniel einen Beſuch, rauchten ihre Cigarre, unterhielten ſich über Feſte, Tanzpartien und über das Theater und hinderten den jungen Maler am Arbeiten. Die Schlimmſten unter ihnen betrachteten einige Augenblicke das Gemälde und gaben ihre Zufriedenheit zu erkennen, mit dem Bemerken, daß ſie von der Malerei wenig oder nichts verſtünden.

Andere, die unverſchämter waren, wünſchten dieß oder jenes anders, und bisweilen war der brave Daniel ſo gut, ihnen begreiflich machen zu wollen, daß ſie Unrecht hätten und daß er ſein Bild verderben würde, wenn er ihrem Rathe folgte.

Diejenigen, die auf Martin's Aufforderung hin Daniel beſuchten, waren von einem anderen Schlage. Einige davon waren angeſehene Männer aus dem Bürgerſtande, die ſich mehr oder minder auf die Kunſt verſtanden, denen die Malerei beſonders gefiel, die jedoch den jungen Künſtler nicht nach dem Preiſe zu fragen wagten, in der Meinung, er würde zu hoch ſein, und man könnte bei Daniel, dem es, nach ihrem Glauben, nicht auf Geld ankomme, nichts abbieten. Höflichkeitsbezeugungen und

Digitized by Google

Complimente waren Alles, was der Jüngling von dieſen Letzteren erhielt.

Noch eine andere Art von den Beſuchern beſtand aus kleinen Liebhabern, die die Kunſt für ein mehr oder minder ſchönes Handwerk anſahen und nur aus Eitelkeit ein kleines Kunſtkabinet anlegten. Sie ſähen lieber, ſagten ſie zu Daniel, ein Bild, worauf Männchen ſind. Dieſe wahre Nachahmung der Natur, dieſe friſche Landſchaft wäre wohl ſchön, ja; aber ſie ſähen lieber ſo einige Figürchen..."

„Hanswurſte, oder ſo was der Art?"

„Ja, das iſt eher etwas," war die Antwort, „enfin, un tableau de genre."

„Ja, dieß hängt vom Geſchmacke und Gefühle ab," ſagte Daniel, und würde er nicht an ſich gehalten haben, ſo hätte er dieſe letzteren Liebhaber zum Fenſter hinausgeworfen...

Daniels Bild prangte inzwiſchen ruhig auf der Staffelei.

Dieß Alles war, wie man ſich leicht denken kann, nicht geſchickt, den Muth des Jünglings anzufeuern und aufzumuntern. Er klagte es ſeinem Freunde Martin. Dieſer ſchwieg einige Augenblicke und ſprach endlich: „Es giebt noch ein Mittel, Daniel; doch Sie haben mir ſchon geſagt, daß Sie davon nicht Gebrauch machen wollen."

„Welches Mittel?" fragte der Jüngling.

„Den Journalismus," antwortete Martin.

„Wenn ich dabei nicht eine niedrige That begehen müßte..."

„Würden Sie alſo nichts dagegen haben,“ unterbrach ihn Martin, „wenn man in den Tagblättern über ihre Arbeit ſpräche?“

„Woferne das, was man ſagt, keine eitlen Lobhudeleien ſind, oder...“

„Wohlan denn,“ unterbrach ihn Martin zum zweitenmale, „ich kenne einen Tagblattſchreiber. Ich werde ihn bitten, Sie einmal zu beſuchen, um Ihr Bild zu ſehen, und ich zweifle nicht, daß er darüber einen Artikel in das Journal ſchreiben wird. Wir dürfen keine Mittel vernachläſſigen, Daniel.“

Der Jüngling antwortete nichts darauf und Martin, welcher fürchtete, er möchte wieder anderen Sinnes werden, verließ ihn, um den Journaliſten aufzuſuchen.

Des anderen Tages kam ein Herr, um Daniels Bild zu beſichtigen. Er gab bald zu erkennen, daß er Journaliſt war, und begann damit, daß er eine Stunde lang das Theoretiſche der Kunſt abhandelte. Daniel hörte dieſe Abhandlung mit engelhafter Geduld an. Endlich fing der Zeitungsſchreiber an, ſein Urtheil auf Daniels Bild ſelbſt anzuwenden, und zeigte ihm, daß nach ſeinem Urtheile das Bild große Fehler hätte. Der Künſtler war gezwungen, einfach zu bekennen, daß er die Gründe des Criticus nicht recht einſehe. Der Journaliſt, ein Franzoſe, ſchloß daraus, daß Daniels Verſtand, wie der der meiſten Belgier, für das feinere Gefühl unempfänglich ſey. Er ſchaute daher den jungen Maler mit einem unverſchämten Mitleiden an und verließ ihn nach einigen Augenblicken. Denſelben Tag noch ſagte er Jedem, der

es hören wollte, daß Herr Daniel einen beſchränkten Verſtand hätte, und nie ein guter Künſtler werden würde.

Einige Tage ſpäter prangte in einem franzöſiſchen Tagblatte ein Artikel über das Theoretiſche der Kunſt, worin Schreiber ſich über das rohe Gefühl und die Starrköpfigkeit der niederländiſchen Maler beklagte, die immer bei ihrem alten Schlendrian blieben, und das Idealiſiren der Kunſt entweder nicht verſtehen wollten, oder es nicht könnten. Noch vor wenigen Tagen, fügte der Verfaſſer des Artikels hinzu, hätte er in Perſon ein Beiſpiel davon getroffen.

Durch das Zuthun einiger gutwilligen Ausleger des Artikels wußte bald die ganze Stadt, daß Daniel das Beiſpiel ſey, von dem das Tagblatt ſprach, und daß er niemals würde ein guter Maler werden können.

Daniel zeigte ſeinem Freunde Martin den Erfolg ihrer Beſtrebungen. Beide waren darüber bis in die Seele betrübt, und verwünſchten die Tagblätter und das Publikum, das ihnen Glauben ſchenkt. Der Jüngling erklärte endlich Martin, daß er das Bild nicht mehr in ſeinem Hauſe haben wolle, und ſchlug ſeinem Freunde vor, es in ſeine Wohnung zu nehmen, und zu ſehen, ob er es nicht an irgend einen Liebhaber verkaufen könnte. Martin willfahrte dieſem Wunſche.

Noch eine Zeit ward der Künſtler von ſeinem Muthe unterſtützt: er ließ es nicht bei dieſem erſten Verſuche bewenden, ſondern fing neue Bilder an, denen jedoch auch kein beſſeres Schickſal zu Theil wurde. Durch das angeſtrengte Arbeiten hatte er ſeinen Liebesſchmerz ein wenig zu lindern geſucht, und dieß war ihm auch bis

Digitized by Google

auf einen gewiſſen Grad geglückt; doch jetzt verdroß ihn allmälig dieß unaufhörliche hoffnungsloſe Mühen, und ſein Muth erſchlaffte, weil ſein Liebesſchmerz immer mehr zunahm. Das Leiden des Jünglings wurde furchtbar.

XVI.

Maria an Eliſabeth.

Meine liebe Freundin.

Das Benehmen meines Vaters war nur Kriegsliſt, wie Du nur zu gut vorausgeſehen haſt. Er wird mich jedoch nicht in dem Netze fangen.

Die erſten Tage nach dem Bekenntniß unſerer Liebe ſprach er mir von nichts, wie ich Dir geſchrieben habe; er that, als ob gar kein außergewöhnliches Ereigniß ſtattgefunden hätte. Jetzt fängt er allmälig an, jedoch nur von Ferne, hie und da ein Wörtchen über Daniel fallen zu laſſen; er ſucht alle Mittel hervor, ihn bei mir in ein ſchlechtes Licht zu ſetzen, um ihn aus meinem Herzen zu reißen. Vergebliches Streben! . . .

Von dem Heirathsantrag des Herrn N. iſt noch alles ſtumm. Dieſer Letztere jedoch, der ſeine Beſuche ſeit der Zeit eingeſtellt hatte, iſt wieder gekommen. Geſtern ſtattete er uns zum erſtenmale wieder einen Beſuch ab. Bei ſeinem Eintreten war mir's, als würde ich in ein eiskaltes Bad geſetzt. Ein Schauer lief durch meinen ganzen Körper, und mir ſchien, als hüllte ſich Alles, was im Zimmer war, in Nebel, und drehte ſich vor meinen Augen im Kreiſe herum. Doch nach und nach

verſchwand dieſe Aufregung wieder, und mit Vergnügen habe ich geſehen, daß Herr N. von meiner Mutter ungewöhnlich kalt aufgenommen wurde. Meine brave Mutter theilt meinen Schmerz, Du weißt es; ſie drückt mich oft weinend an ihre Bruſt, und hört meine Klagen an. Doch die gute Frau iſt furchtſam; ſie fürchtet ſich vor ihrem Gatten, und oft vermehrt ſie meinen Schmerz, indem ſie mich überzeugen will, daß ich doch einmal, ſey's früher oder ſpäter, dem Willen meines Vaters gehorchen müßte. Doch, meine liebe Freundin, dieß wird, dieß kann nicht geſchehen, es müßte denn die Liebe aus meinem Herzen geriſſen werden, und das iſt unmöglich ...

Und doch zittere ich bisweilen, meine gute Lisbeth, wenn ich denke, welch Unheil wohl noch über meinem Haupte hängen mag, welche Anfechtungen ich noch werde beſtehen müſſen, und wie ſchrecklich mein Leben werden kann. Das Unwetter hängt noch immer über meinem Haupte: einſt wird es furchtbar losbrechen ...

Doch ich komme ab. — Ich erzählte Dir von dem Eintritte des Herrn N. — Er that, als bemerkte er den kalten Empfang meiner Mutter gar nicht, grüßte mich freundlich, und fing, ohne mich weiter anzuſehen, mit meiner Mutter ein Geſpräch an. Sein Geſpräch war geiſtreich und verlockend, wie immer; er ſchmeichelte meiner Mutter, der Schurke, ſprach von Dingen, die ihr gewöhnlich angenehm ſind, und brachte es ſo weit, überwältigte den Geiſt der ſchwachen Frau dergeſtalt, daß meine Mutter, als er ging, zu mir ſagte: „Maria, es iſt doch wirklich zu beklagen, daß Dein Herz ſchon

Digitized by Google

von einer andern Liebe gefeſſelt iſt, und daß Du für den Herrn N. Verachtung fühlſt.“

Meine Worte veränderten jedoch ihre Gefühle wieder, und ich habe es meinerſeits, ohne jedoch die niedrigen Mittel des Herrn N. zu gebrauchen, ſo weit gebracht, daß die gute Frau ihn am Ende eben ſo ſehr haßte, als ich. Doch Du begreifſt leicht, meine liebe Lisbeth, wie wenig ich auf meine Mutter bauen kann, und welch ſchwache Stütze ſie für mich iſt. Sie iſt zu unkräftig an Geiſt, und ohne Ueberzeugung; der zuletzt Kommende wird bei ihr immer Recht erhalten, und ich habe vor anderen nichts voraus, als daß ſie mich wirklich von Herzen liebt.

Es ſind ſchon acht Tage verfloſſen, ſeitdem ich Daniel nicht mehr geſehen habe. Wie man mich berichtet, arbeitet er ohne Unterlaß, und ſucht ſich ohne Zweifel durch die Kunſt Ehre und Reichthum zu erwerben. Daß dieß eine mühſame Sache iſt, wirſt Du leicht einſehen; aber wer weiß, es kann ihm glücken. Und arbeitet er denn nicht in jedem Falle für mich? . . . Mein Vater ſagte heute in ſcherzendem Tone: „Es ſcheint, daß Herr Daniel eifrig arbeitet; er will den Tempel der heiligen Kunſt mit Sturm einnehmen, und ſeinen Antheil von den Reichthümern ſuchen, welche die Göttin zu tiefſt in ihrem Schatze verborgen hält. Ha, ha! er denkt gewiß, daß Alle, die ſchon lange vor dem Tempel ſtehen, und warten, ihm Platz machen, und ihn über ihre Köpfe hinweg ſollen eintreten laſſen!“

Dieſer Spott ſchien mir das Herz durchbohren zu wollen; ich mußte das Zimmer verlaſſen, denn ich fühlte

Digitized by Google

etwas in mir, das mich erſchreckte. Meine liebe Lisbeth, die Eltern gehen oft recht unbeſonnen zu Werke, und ſind mitunter recht verblendet. Dadurch, daß ſie im Herzen ihrer Kinder ein dieſen heiliges Gefühl bekämpfen oder zerſtören wollen, verlieren ſie nicht ſelten die Liebe, die wir ihnen ſchuldig ſind. Ich hoffe jedoch, daß dieß Letztere bei mir nicht der Fall ſeyn wird.

Durch dergleichen Beſtrebungen, meine gute Freundin, ſcheint mein Vater jetzt mein Gefühl wankend machen zu wollen: dieß Benehmen iſt häßlich: doch ich bin gewiß, daß ihm daſſelbe eingegeben iſt, und dieß kann nur durch den Einfluß des Herrn N. geſchehen. O, dieß iſt eine niedrige, verächtliche Seele; doch, ich will nicht mehr daran denken.

Lebe wohl, meine liebe Lisbeth, und habe ein wenig Mitleid mit Deiner unglücklichen Freundin

Maria.

XVII.

Maria an Eliſabeth.

Meine Liebe.

Es iſt Abend. Ich ſitze allein in meinem Schlafzimmer. Den ganzen Nachmittag war ich wie vernichtet. Nun hab' ich reichliche Thränen vergoſſen, und dieß ſcheint meine Seele etwas zu erleichtern. Leiden, weinen und warten: dieß iſt Alles, was ich dem Verhängniſſe entgegenſetzen kann.

Dieſen Nachmittag ſaß ich traurig bei meiner Stickarbeit am Fenſter; Herr N. befand ſich bei meiner

Mutter, und war mit ihr im Geſpräche. Ich hörte nichts von Allem, was geſagt wurde, denn wie geiſtreich die Unterhaltung des Herrn N. auch ſeyn mag, iſt es mir doch unmöglich, Gefallen daran zu finden, noch weniger mich dadurch zum Lachen reizen zu laſſen. Meiner Mutter ſchien ſie jedoch zu behagen, und ſie lachte mitunter recht herzlich.

Woran ich inzwiſchen dachte, brauche ich Dir ohne Zweifel nicht zu ſagen. Zufällig erhob ich meinen Kopf, und richtete meinen Blick auf die Straße hinab. Ich erbleichte, meine Liebe, denn eben in dieſem Augenblicke gingen der Herr Martin und Daniel an unſerm Hauſe vorüber. Der Blick, den mir Daniel zuwarf, drang mir bis ins Innerſte meiner Seele und ſchien zu gleicher Zeit das ganze Zimmer meſſen zu wollen. O, ich fürchte, er hat den häßlichen Menſchen entdeckt, der ſein Nebenbuhler ſeyn will. Vielleicht hat er die laute Fröhlichkeit meiner Mutter bemerkt? Vielleicht hat es ihm geſchienen, als treibe man ſeinen Spott mit ihm? O Gott! dieſer Gedanke macht mich beben! O meine liebe Lisbeth, er muß ſehr unglücklich ſeyn; ich habe dieß hinlänglich an ſeinem Geſichte bemerkt. Obſchon ein ungewöhnliches Feuer in ſeinen Augen glühte, trugen doch ſeine Geſichtszüge den Ausdruck der Niedergeſchlagenheit. Er ſcheint abgemagert; das Unglück drückt ihn vielleicht noch ärger darnieder, als mich ... Man hat mir geſagt, daß ſeine Beſtrebungen, in der Kunſt ſich einen Namen zu machen, vereitelt ſeyen; es ſcheint, daß die ganze Stadt, die ganze Welt ſich gegen ihn verſchworen hat. Und auch Herr Martin

ſcheint traurig. Man hat mich ſeines Unterrichtes beraubt, wie Du weißt, weil er Daniels Freund iſt; er hätte mir vielleicht einen Rath geben können, und gewiß würde er mich getröſtet haben. O ſprich, fühlſt Du nicht auch, Lisbeth, daß dieß Alles hart und grauſam iſt? . . .

Das Unglück noch zu vergrößern, hat mein Vater mir geſagt, er wolle nicht mehr, daß ich immer ſo zu Hauſe bleibe, und ich müßte, wie früher, den Abendunterhaltungen beiwohnen; ich hätte ſchon lange genug getrauert, mein kindiſches Weſen machte nicht nur mich, ſondern auch ihn lächerlich, und ich ſollte mich bereit halten, morgen Abend mit ihm ins Concert zu gehen. Mein kindiſches Weſen! wie werde ich dann ſein Benehmen nennen müſſen? Doch nein, ich kann ihm nicht übel wollen, denn noch einmal, ich glaube, ich bin gewiß, daß er größtentheils verführt wird. Ich kenne ſein Herz ſchon lange; es iſt nicht bösartig: ſtarrköpfig iſt er, ja; doch nicht falſch, nicht böſe von Natur: er weiß nicht, wie er das Herz ſeiner Tochter peinigt . . .

Alſo morgen, meine liebe Freundin, muß ich ins Concert gehen, das heißt, ich muß mich in großem Putze im Publikum zeigen, muß meine Traurigkeit, meine Schmerzen in der tiefſten Tiefe meines Herzens verbergen, und, wenn auch kein fröhliches, ſo doch wenigſtens ein gleichgültiges Geſicht zeigen; muß, um nicht kindiſch zu erſcheinen, einen Abend in Folterqualen hinbringen, und thun, als wenn ich vergnügt wäre . . . O ſprich, habe ich nicht Grund, zu weinen? Fröhlich

ſeyn, wenn ich von Traurigkeit niedergedrückt werde; unter den Leuten ſitzen mit einem gleichgültigen Ausdrucke auf dem Geſichte, wenn ich unſer Beider Leiden gedenke, wenn ich mir vorſtelle, daß vielleicht Daniel den Herrn N. in unſerm Zimmer geſehen, ſeinen und meiner Mutter lachenden Ausdruck bemerkt, ſich vielleicht einbildet, daß ich ihn vergeſſe, und ſich der Verzweiflung überlaſſen hat. O, dieſe Gedanken ſind fürchterlich!...

Lebe wohl, meine liebe Lisbeth, antworte mir ſchnell; ſchreibe mir noch einen Brief, ſo lang, als der letzte war: er hat mich getröſtet, und mir Muth eingeflößt. O, Du biſt die Einzige, der ich mein Herz ganz öffnen kann, die mein Gefühl verſteht, und wirklich mit meinen Schmerzen Mitleid hat.

Deine Dich liebende Freundin
Maria.

XVIII.

Der weite Saal iſt hell erleuchtet; unzählige Luſtres hängen von der reichen Decke nieder, von welchen herab die weißen Wachskerzen ein ſanftes Licht durch den Saal ſenden, und die prächtig bemalten Wände von Gold und Silber erglänzen machen.

Der Saal iſt von Leuten vollgepfropft; der Putz der Frauen iſt reizend, und es ziehen dieſelben unabläſſig die Blicke der um ſie geſchaarten jungen Leute auf ſich.

Das Orcheſter ſpielt eine Arie von Bellini, dieſem Gotte der Tonkunſt.

Das Publikum iſt ganz Aufmerkſamkeit; Alle hängen mit Ohr und Seele an dieſer himmliſchen Harmonie, die gleichſam den Saal durchſtrömt, die Seelen auf ſilbernen Wogen zu ſchaukeln ſcheint, und ein Gefühl in die Herzen gießt, welches zu erregen vielleicht keiner einzigen anderen Kunſt gegeben iſt. Eine allgemeine Begeiſterung beherrſcht die Herzen, alle Augen glänzen, und in einigen ſieht man eine ſanfte Thräne perlen. O! eine Gottheit ſcheint in dieſe Verſammlung herabgeſtiegen zu ſeyn, und alle dieſe Seelen durch ein zartes Gefühl zu beherrſchen. — Dieſe Gottheit iſt wirklich herabgeſtiegen: es iſt die Seele Bellini's.

Und doch ſind nicht Alle von dieſer himmliſchen Melodie hingeriſſen. Wir ſehen ſchon zwei Perſonen, deren Inneres ohne Zweifel ganz andere Gefühle durchkreuzen.

Dort, unter dieſer Menge ſchöner und koſtbar geſchmückter Damen ſitzt ein Mädchen, auf deren Geſichte man eine Traurigkeit entdeckt, die gewiß aus keinem ſanften Gefühle entſtand.

Es iſt Maria. Sie iſt prächtig gekleidet. Ein langes, ſchwarzes Sammtkleid umfängt ihre engelſchönen Formen; ihre Arme ſind halb entblößt, und zwei goldene Armringe ſchließen ſich um ihre zarten Handgelenke. Ein reichbortirter Spitzenkragen legt ſeine durchſichtigen Falten auf ihre weißen Schultern, eine goldene Kette umſchlingt ihren Hals, und fällt ſodann auf den Buſen nieder. Ihre ſchwarzen Locken ſind fein geflochten, und umwallen ihre Schläfe. Aus dieſer Einfaſſung erhebt ſich ihre bleiche Stirne und in ihren Augen liegt etwas

Digitized by Google

Trauriges, doch zugleich auch höchſt Reizendes. Sie hat den Blick auf den Boden geheftet, und ihr Geiſt, unberührt von dieſer ſüßen Harmonie, verliert ſich in trübe Gedanken.

Die zweite Perſon, die wir entdecken, iſt ein Jüngling. Es iſt Daniel. Er lehnt an einem Pfeiler, und ſcheint nicht gekommen zu ſeyn, ſich an der Tonkunſt zu erquicken. Sein Blick iſt auf die Frauenſchaar geheftet, und zwar auf die Stelle, wo wir eben Maria geſehen haben.

Schön iſt der Jüngling, wie er ſo daſteht. Seine blonden Locken umwallen frei ſeine Schläfe; aus ſeinen Augen ſtrömt ein ungemeines Feuer, und es möchte ſchwer ſeyn, ihren glühenden Blick zu ertragen. Seine Arme ſind über's Kreuz in einander geſchlagen, und es ſcheint, als drückte er dieſelben gewaltſam gegen ſeine Bruſt, um dadurch ſein pochendes Herz zur Ruhe zu bringen. Er bleibt unbeweglich in derſelben Stellung; auch er iſt entzückt, doch nicht von der zauberiſchen Muſik, die die Menge beherrſcht, ſondern von dem Anblicke Maria's, ſeiner Geliebten, welche zu ſehen ihm jetzt ſo ſelten geſtattet iſt, und an die er Tag und Nacht denkt. Ja, auch er fühlt gleich den Anderen ſein Herz überſtrömen, doch bei ihm iſt dieß nur dem Gefühle der Liebe zuzuſchreiben.

Die Arie iſt zu Ende. Jeder mag nun wieder frei athmen und ſeinem Körper etwas Bewegung verſchaffen, ohne dadurch Störung in den Saal zu bringen. Die jungen Herren benützen den Zwiſchenact dazu, um im Saale umher zu wandern, und die lieben Züge der Damen in der Nähe zu bewundern.

Digitized by Google

Doch Daniel wird nicht einmal gewahr, daß die Muſik aufgehört hat; er ſieht nicht, daß Bewegung im Saale iſt, ſein Blick bleibt eben ſo ſtarr, eben ſo feurig auf Maria geheftet. Doch plötzlich fühlt ſich's der Jüngling wie eine Binde vor die Augen ziehen. Er ſieht ſeine Geliebte nicht mehr, er bemerkt nur einen Nebel, der den ganzen Saal erfüllt zu haben ſcheint. Was iſt denn geſchehen, und warum dieſe Aufregung?

Daniel hat den Herrn N., er hat ſeinen gehäſſigen Nebenbuhler geſehen, er hat geſehen, wie er zu Herrn van Berchem trat, und ein Geſpräch mit ihm begann.

„Verwünſcht!" murmelt der Jüngling vor ſich hin, und die Wuth ſcheint ihm nun ſeine Kräfte wieder zurückzugeben. Sein Blick ſtarrt wieder auf Maria, und er ſieht nun den Herrn N. neben dem Mädchen Platz nehmen, und das Wort an ſie richten.

Maria antwortet ihm, ſie ſpricht mit dieſem verächtlichen Menſchen. Warum ſpricht ſie mit ihm? Sie antwortet noch einmal. Sie ſind im Geſpräche. Herr N. ſcheint zu triumphiren, er lächelt. Er ſchaut frech umher, als wollte er ſagen: ich ſtehe in nahen Beziehungen zu der Tochter des Herrn van Berchem, und meine Gegenwart iſt ihr angenehm.

O, was Daniel in dieſem Augenblicke fühlte, iſt furchtbar und beinahe unbeſchreiblich. Seine Zähne knirſchten vor Wuth, das Blut ſtrömte ihm nach dem Kopfe, ſein Gehirn ſchien zu glühen, ſeine Füſſe zitterten, und nur mit Mühe konnte er ſich in ſeiner Stellung erhalten. Seine Arme öffneten ſich, unbemerkt drang ſeine rechte Hand zwiſchen ſeine Kleider bis auf

Digitized by Google

die bloße Bruſt, und mit ſeinen Nägeln zerfleiſchte er ſich unbarmherzig die Haut, als wollte er durch körperlichen Schmerz die Qualen ſeiner Seele betäuben. In dieſem Augenblicke fühlte er, was Eiferſucht iſt. O! wäre er nicht von einer ſolchen Menge Menſchen umgeben geweſen, er wäre auf ſeinen Feind losgeſtürzt, und hätte ihn mit ſeinen Händen erwürgt; er hätte ihn mit Füſſen getreten, und mit Freude den letzten Hauch von ſich geben ſehen. Ja, in dieſem Augenblicke fühlte der Jüngling ſeinen Körper mit einer Rieſenkraft begabt, ſeine Sehnen ſchienen ihm eben ſo viele eiſerne Federn zu ſeyn, fähig, ſeinen Nebenbuhler zu zerſchmettern und zu vernichten.

Und dieſes gemeine Lächeln ſchwebte noch immer auf dem Geſichte ſeines Feindes, ſeine Augen ſchauten mit derſelben Frechheit umher.

„O, dieß iſt nicht auszuhalten,“ ſeufzte Daniel bei ſich, „einer von uns Beiden iſt zu viel auf der Welt! Von meinen Händen ſoll er ſterben! Weh' ihm!“

Gleich als hätte dieſer furchtbare Entſchluß Daniels Seele von einer ſchweren Laſt befreit, wurde der Ausdruck auf dem Geſichte des Jünglings viel ruhiger. Es zeigte ſich ſogar ein leichtes Lächeln auf ſeinen Zügen; doch in dieſem Lächeln lag etwas Furchtbares, etwas, das Rachgier verrieth, das unwillkürlich an den Tod erinnerte.

Daniel hielt beſtändig ſeine Blicke auf Maria und den Herrn N. geheftet. Er folgte mit einem gewiſſen Neide den Bewegungen des Mädchens, und ein noch heftigerer Kampf entſtand jetzt in ſeinem Buſen. Er

ſing an, Maria's Liebe zu bezweifeln. „Vielleicht,“ dachte er, „liebt ſie mich jetzt noch; doch wer weiß, ob ich nicht bald aus ihrem Herzen gelöſcht ſeyn werde? Sie iſt ein Weib, und, wie alle Weiber, ſchwach von Natur, die Verfolgungen, die ſie ſchon um meinetwillen ertragen hat, und noch wird ertragen müſſen, werden ihren Muth ſinken machen, ſie wird ihrem Vater verſprechen, mich zu vergeſſen, und wird vielleicht auch ihr Verſprechen halten.“

So dachte Daniel, und obgleich er in ſeiner Meinung irrig war, wurde er dennoch ſehr dadurch gepeinigt. Hätte er gewußt, mit welchem Muthe das junge Mädchen begabt war! O, dieß hätte ihm gewiß einen großen Troſt verſchafft.

Doch ſo iſt es immer mit den Verliebten. Wenn ſie durch natürliches und unvermeidliches Unglück halb unglücklich ſind, macht ihre Einbildung ſie vollends unglücklich; Alles nimmt in ihren Augen erſchreckliche Farben an, und kleine Widerwärtigkeiten erſcheinen ihnen rieſengroß. Daniel und Maria machten, wie der Leſer ſchon lange hat bemerken können, von dieſer faſt allgemeinen Regel keine Ausnahme.

Während dieſer Sturm in der Bruſt des Malers wüthete, befand ſich eine Perſon hinter ihm, die ſchon lange alle ſeine Bewegungen beobachtet, und mehr als einmal mit einem Perſpective die Stelle unterſucht hatte, auf welche der Jüngling ſo immerwährend ſeine Blicke heftete. Als wieder ein Muſikſtück geendigt war, verließ dieſe Perſon ihren Platz, begab ſich an das Auſſenende des Saales, und drang dann von da wieder in

Digitized by Google

die Mitte deſſelben zurück, zwiſchen die zwei Reihen Damen. Einige Augenblicke ſpäter ſah Daniel einen alten Herrn von großer Figur ſich Herrn van Berchem und Marien nähern. Der Jüngling ward durch dieſe Erſcheinung betroffen.

„Der Alte aus dem Eilwagen und aus dem Kaffeehauſe!“ rief er bei ſich, und ſein Auge heftete ſich mit Aufmerkſamkeit und Verwunderung auf dieſe Perſon.

Der Alte war nicht mehr in der gewohnten einfachen Kleidung, in welcher ihn Daniel zum Zweitenmale getroffen hatte; er war jetzt reich gekleidet. Nur ſein gewöhnlicher Stock mit dem elfenbeinernen Knopfe prangte in ſeiner mageren Hand. Seine Manieren und Bewegungen waren jetzt edel und groß: man hätte ihn für einen Mann halten mögen, der ſein ganzes Leben in den Sälen der Großen hingebracht; nichts Gezwungenes, keine Unruhe zeigte ſich in ſeinem Benehmen.

„Wer mag doch dieſer Herr ſeyn?“ fragte ſich der Jüngling, und ſein Erſtaunen vermehrte ſich noch, als er ſah, daß Herr van Berchem bei dem Erſcheinen des Unbekannten von ſeinem Seſſel aufſtand, und den Fremdling mit dem Zeichen der größten Verwunderung und mit der tiefſten Ehrerbietung begrüßte. Der Alte erwiederte die Complimente des Herrn van Berchem mit einer ſtillen Bewegung des Kopfes, und warf inzwiſchen dem Herrn N., der ſeinen Platz neben Maria verlaſſen, und ſich etwas entfernt hatte, einen Seitenblick zu.

Daniel bemerkte augenblicklich, daß ſein Nebenbuhler verlegen wurde, und nicht wußte, wohin er ſeine Blicke wenden ſollte. Der Alte heftete endlich einen durchboh-

Digitized by Google

renden Blick auf den Herrn N., grüßte ihn nicht, und redete Maria an. Herr N. ſtand wie vernichtet; er grüßte endlich Herrn van Berchem, der ihm freundlich mit dem Kopfe zunickte, und verließ den Saal.

Die Entfernung ſeines Nebenbuhlers, und beſonders die Art und Weiſe, wie Herr N. ſich entfernte, that dem Herzen des armen Daniel wohl. Es ſchien dem Jünglinge, als machte man ſeine Bruſt aus einer eiſernen Hand frei; er begann freier zu athmen, und folgte nun mit Behagen den Bewegungen des alten Herrn und ſeiner Geliebten, die jetzt auch eine ruhigere Miene zeigte. Seine Wuth verſchwand großentheils; er war ſchon durch die Erniedrigung ſeines Nebenbuhlers halb gerächt; er fürchtete ihn nicht mehr, und begriff nun nicht, wie er den Entſchluß hatte faſſen können, ſich an dieſem ſchwachen Feinde zu rächen. Jetzt fühlte er auch eine ſanftere Liebe zu Maria; ſeine Freundſchaft für den alten Herrn nahm ebenfalls zu, und wenn auch dieſe ſüßen Gefühle ihn nicht ganz von ſeinen Qualen befreiten, ſo milderten ſie dieſelben doch großentheils.

Ohne Zweifel iſt der Leſer neugierig, zu wiſſen, wer dieſer alte Herr iſt. Wir befinden uns in derſelben Lage, wie der Leſer, und Alles, was wir für den Augenblick thun können, iſt, daß wir hier einige Worte aus ſeinem Geſpräche niederſchreiben, und ſehen, ob daraus einige Aufklärungen zu erhalten ſind. Wir fürchten dafür: denn ſein Geſpräch war, gleich den meiſten, unbedeutend.

In dem Augenblicke, als Herr N. ſich entfernte, ſprach der Alte: „Wer iſt dieſer Herr, der da eben geht?“

„Es iſt einer unſerer guten Bekannten, Herr N.,“ ſagte van Berchem.

„So! Er hat ein hübſches Ausſehen, dieſer Herr N.“

„Er iſt ein geiſtreicher Mann,“ ſagte van Berchem.

„Ja, er ſieht mir wie ein ſchlimmer Fuchs aus,“ ſprach der Alte, und fuhr dann, zu Maria ſich wendend, fort: „und dieß iſt ohne Zweifel unſere kleine Maria von ehedem, die jetzt eine ganz artige Jungfrau geworden iſt?“

Maria antwortete erröthend: „Herr van Hardenhoek ſpottet wohl.“

„Nein, mein liebes Kind, ich ſpotte jetzt nicht, obſchon ich, wie Sie ſich wahrſcheinlich noch erinnern, dieß bisweilen gerne thue.“

Hierauf nahm er neben dem Mädchen Platz, und fuhr leiſe fort: „Ich ſehe ſchon, daß Sie nicht in der Gemüthsſtimmung ſind, um Spott ertragen zu können.“

Maria erwiederte verwundert und halb verlegen: „Mir ſcheint, mein Herr, daß Sie Ihre alte Kunſt, zu rathen, noch nicht vergeſſen haben?“

„Im Gegentheile, mein liebes Kind, ich lerne ſie täglich beſſer ... Maria,“ fuhr er mit mehr Nachdruck fort, „richten Sie einmal Ihr Auge nach dieſem zweiten Pfeiler rechts.“

Das Mädchen that dieß und ſah Daniel. Sie ſchaute einige Augenblicke unverwandt hin, und als ſie ſich wieder nach Herrn van Hardenhök umwendete, ſah ſie ſeine durchdringenden Blicke mit innigem Wohlbehagen auf ſie geheftet. Der Alte ſprach nicht weiter, nahm eine Priſe

Digitized by Google

und ſich zu van Berchem wendend, der von all dem nichts verſtanden hatte, ſagte er: „Und der Herr van Berchem iſt noch immer geſund?“

„Gott ſei Dank! darüber habe ich nicht zu klagen; und Sie Herr van Hardenhöck bleiben immer derſelbe, und das Reiſen?...“

„O, noch immer kleine Ausflüge. Ich bin eben dieſen Morgen von Stockholm angekommen.“

„Was ſagen Sie?“ ſprach van Berchem.

„Ja, mein Freund, und morgen gedenke ich nach Wien abzureiſen.“

„Und wann werden Sie anfangen, an die Ruhe zu denken?“

„Die Ruhe! die Ruhe! die wird ſich wohl von ſelbſt finden.“

Lieber Leſer, wir haben nicht den Muth, dieſes Alletagsgeſpräch weiter fortzuſetzen.. Alles, was noch geſprochen wurde, lief beinahe auf dasſelbe hinaus. Mit dem Herrn van Berchem ein intereſſantes Geſpräch zu führen, war keine leichte Sache.

Als das Concert aus war, verließen Herr van Berchem mit Maria und der alte Herr zu gleicher Zeit den Saal. Daniel war vor ihnen ſchon vorausgeeilt und wartete an der Thüre, um Maria noch einmal zu ſehen und den alten Herrn um einige Erklärungen zu bitten. Bald ſah er ſeine Geliebte; doch das Mädchen bemerkte ihn nicht: ſie getraute ſich nicht, ihre Blicke in dieſem Gewühle umherſchweifen zu laſſen. Während ſie mit ihrem Vater auf den Wagen wartete, kam der Alte auf Daniel zu, klopfte ihm auf die Schulter, und ſagte:

Digitized by Google

„Mein Freund, ich glaube, daß ich Ihnen heute Abend einen kleinen Dienſt erwieſen habe?“

„O, mein Herr!“ verſetzte dieſer, indem er die Hand des Fremden drückte. Dieſer fuhr in munterem Tone fort: „Auf mich ſind Sie nicht eiferſüchtig, nicht wahr?“

„O mein Herr! ich muß Ihnen meinen Dank . . .“

„Schon gut,“ unterbrach ihn van Hardenhoek, „ſparen Sie den für ein andersmal auf.“

Mit dieſen Worten drückte er dem Jünglinge die Hand, verließ ihn und eilte zu dem Wagen, der inzwiſchen vorgefahren war. Als Maria und van Berchem eingeſtiegen waren, lief van Hardenhoek zu einem andern Wagen und verſchwand wie der Wind.

Daniel blieb verwundert ſtehen. Er konnte den alten Herrn, und dieß that ihm leid, dieſen Abend nicht mehr befragen; doch er hoffte ihn an einem der folgenden Tage zu treffen. Der Jüngling fand ſich jedoch in dieſer Hoffnung getäuſcht; denn Herr van Hardenhoek reiſte, wie er Herrn van Berchem geſagt hatte, am Morgen des andern Tages nach Wien ab.

XIX.

Die kleine Befriedigung, welche Daniel am Schluſſe des Concerts zu Theil geworden, beſaß, obwohl ſie ihm zu großem Troſte gereichte, dennoch nicht die Macht, ihm ſeinen faſt ganz entſchwundenen Muth wieder zurückzubringen. Er ließ jedoch die Arbeit noch nicht ganz liegen

und berieth ſich mehrmals mit ſeinem Freunde Martin, welche Mittel man noch anwenden könnte, um auf irgend eine Art einen glücklicheren Ausſchlag zu erzielen.

Eines Tages kam der Tonkünſtler mit einem fröhlichen Geſichte zu ſeinem Freunde und verkündete ihm, daß Herr K., ein reicher Kunſtliebhaber und Gemäldehändler, ihn bäte, er möchte einmal zu ihm kommen, um über den Preis eines zu fertigenden Bildes zu unterhandeln . . .

„O,“ ſagte Martin, „wenn Sie ihn zufrieden ſtellen, ſind Sie gerettet; er hat ſchon mehr als einem Künſtler zu Ehre und Reichthum verholfen.“

Daniel verſprach, noch denſelben Nachmittag zu dieſem Herrn K. zu gehen: „Ich werde mein Möglichſtes thun,“ ſagte er, „mir die Beſchützung dieſes Herrn zu erwerben.“

„Ich verſtehe Sie, mein Freund,“ antwortete Martin, „Sie wiſſen, ich habe es Ihnen ſchon früher einmal geſagt: man ſucht jetzt die Künſtler nicht mehr auf; ſie ſelbſt müſſen die Kunſtliebhaber aufſuchen.“

„Ich dachte damals nicht, daß Sie ſo wahr ſprächen,“ ſagte Daniel; „o, es iſt hart und bitter, Beſchützung!“

Der Jüngling begab ſich, wie er verſprochen hatte, nach der Wohnung des Herrn K. Ein Bedienter meldete ihn und der Kunſtliebhaber befahl, den jungen Künſtler eintreten zu heißen. Daniels Herz ſchlug heftig; das Wort „Beſchützung“ ſauste ihm beſtändig in den Ohren. Als er in das Zimmer trat, da war ihm, als träfe ihn der Blitz. Herr K. war nicht allein; neben ihm ſaß Herr N., Daniels Nebenbuhler. Der Jüngling war bereit, ſich wieder zurückzuziehen und murmelte einige Worte

von „Störung“ und dergleichen; doch Herr K. nahm ihn ſehr freundlich auf, bat ihn, ruhig einzutreten, ſich's bequem zu machen und ſich vor ſeinem Freunde, Herrn N., nicht zu geniren. Inzwiſchen war Daniel etwas von ſeiner Beſtürzung zu ſich gekommen; er hatte das gewohnte gehäſſige Lächeln auf N.'s Geſicht bemerkt, und dieſer Anblick hatte ſeine Wuth entfacht, die ihm wieder ſeine Geiſtesgegenwart zurückbrachte und ihm, wie er glaubte, ein gutes Mittel ausfindig machte. Er antwortete hierauf in ungemein freimüthigem Tone: „Wenn es ſo iſt, mein Herr, will ich frei eintreten und Ihnen meine Bitte vorlegen. Man hat mir geſagt, mein Herr, daß Sie in Ihrem Kunſtkabinete eines von Teniers Meiſterſtücken beſitzen; ich kam, Sie um die Gunſt zu bitten, dieſes Stück einige Augenblicke beſehen zu dürfen.“

Herr K. war ein wenig erſtaunt über dieſe Worte; er konnte dieß Benehmen durch das, was ihm Herr Martin geſagt hatte, gar nicht erklären; doch ohne lange darüber nachzudenken antwortete er: „Ich beſitze wirklich ein Bild von Teniers, mein Herr, ein Meiſterſtück, wenn Sie wollen; ſoferne man dieſen Namen mit Recht allen Hervorbringungen dieſes unſterblichen Malers geben kann. Wollen Sie mir folgen?“

Daniel trat mit Herrn K. in einen großen Saal, deſſen Wände gänzlich mit Gemälden, meiſtens Meiſterſtücke aus der flämiſchen Schule, bedeckt waren. Bald ſtanden ſie vor Teniers Bilde ſtill. Der Jüngling ſprach ſeine Verwunderung über die Schönheit des Werkes aus; er redete von dieſes großen Meiſters Art und Weiſe, zu malen, ſetzte alle Schönheiten dem Herrn K. theo=

Digitized by Google

retiſch auseinander, und that dieß mit ſo viel Geſchmack und zeigte dabei ſo gründliche Kenntniſſe, daß der Kunſtliebhaber wirklich verwundert darüber war und eine tiefe Ehrfurcht vor dem jungen Künſtler zu fühlen begann. Herr K. konnte ſich jedoch das Benehmen des Jünglings nicht erklären. Er erinnerte ſich beſtändig des Auftrages, den er Herrn Martin gegeben hatte, und erwartete immer, daß der Künſtler ein Wort davon fallen laſſen ſollte. Endlich bemerkte Daniel, daß der Kunſtliebhaber bereit war, eine Frage zu thun, und er hätte ſie mit Freuden vernommen, wenn nicht in demſelben Augenblicke die Thüre des Saales aufgegangen und Herr N. eingetreten wäre.

„Herr K.,“ ſagte dieſer, „ich bin ſo frei, in das Kabinet zu treten, um meinen Geiſt ein wenig an der Kunſt zu erfriſchen.“

Der Kunſtfreund antwortete: „Sie thun wohl mein Freund, Herrn Daniel zu hören; er hat mich durch ſeine tiefen Gedanken über die Kunſt ſtaunen gemacht. Herr Daniel iſt ein Maler, der mehr als die Handhabung des Pinſels verſteht.“

Daniel ſah leicht, daß dieſes Lob aus aufrichtigem Herzen kam und in guter Abſicht ausgeſprochen wurde. Er verbeugte ſich daher artig und ſprach, ohne dem Herrn N. Zeit zum Antworten zu laſſen: „Herr K., ich muß eine Frage an Sie ſtellen.“

„Wird es endlich herauskommen,“ — dachte der Kunſtfreund.

„Darf ich fragen,“ fuhr der Jüngling fort, mit ſeinem Finger auf ein Gemälde von Ruysdael zeigend,

Digitized by Google

„darf ich fragen, ob Sie dieſes Stück nicht verkaufen und was in dieſem Falle der Preis davon iſt?“

Herr K. verſank in Nachdenken und antwortete nicht. Inzwiſchen ſprach Herr N. in halb ſcherzendem Tone: „Will Herr Daniel ſich ein Kunſtkabinet anlegen?“

Der Jüngling ließ ſich durch dieſe Frage gar nicht aus der Faſſung bringen; er war nun auf Alles vorbereitet und antwortete ganz ſchlicht und einfach: „Ja, mein Herr, dieß iſt meine Abſicht. Ich muß Ihnen ſagen, daß ich vor einigen Tagen von einer entfernten Verwandten, einer Nichte, die ich Zeit ihres Lebens nicht gekannt, ein Erbe erhalten habe. Ich bin entſchloſſen, dieſes Geld der Kunſt zu opfern und Gemälde davon anzukaufen.“

„Herr N. antwortete nicht; ohne Zweifel hatte er ſich durch Daniels Anſpielung betroffen gefühlt. Zu Daniels Glücke erklärte Herr K., daß er ſich nicht entſchließen könnte, ſich von dem einzigen Bilde zu trennen, das er von Ruysdael beſäße.

„Ich kann dieſe Kunſtliebe nicht tadeln,“ antwortete Daniel, „allein Ihr Entſchluß thut mir wehe.“

Das Geſpräch dauerte noch eine Zeit lang fort. Es wurde noch viel über die Kunſt disputirt und als der Jüngling ſich empfahl, bat ihn Herr K., er möchte ihn öfters mit ſeinem Beſuche beehren.

Als Daniel ſich auf der Straſſe befand, nahm er die Maske ab, die er während des Beſuches ſeinem Geſichte aufgezwungen hatte, und obſchon er mit der Rolle, die er geſpielt, nicht unzufrieden war, verwies er ſich doch ſelbſt den Stolz, aus welchem ſein Benehmen entſtanden war.

Digitized by Google

Warum, dachte er, habe ich, da ich mit dem Herrn K., allein war, nicht über die Beſtellung des Bildes geſprochen? Warum habe ich ihm nicht ganz einfach meine Lage auseinandergeſetzt und ihn um Verſchwiegenheit gebeten? Doch würde er verſchwiegen geweſen ſein, würde er nicht dieſem häßlichen Menſchen, den er ſeinen Freund nennt und der mich wie mein Schatten zu verfolgen ſcheint, Alles geſagt haben?

„Nein! ſagte er dann, ich habe recht gethan! . . .“

Aber Martin . . . was wird Martin ſagen, dieſer wackere Freund, der alle Mittel zu meinem Vortheile aufſucht und ſie immer von mir vereitelt ſieht? . . .

Dieſer letzte Gedanke drückte das Gewiſſen des Jünglings; er wollte dieß nicht mehr länger auf ſich haben und ging augenblicklich ſeinen getreuen Freund aufzuſuchen. Er ſagte ihm Alles, wie es geſchehen war: „Ich kann Ihr Benehmen nicht ganz verwerfen,“ ſagte Martin, „an Ihrer Stelle würde ich vielleicht eben ſo gehandelt haben, ohne mich jedoch ſo gut aus der Sache zu ziehen. Wenn Herr K. mir von meinem Auftrage ſpricht, werde ich ſagen, ich hätte darauf vergeſſen und er wäre Ihren Beſuch allein dem Zufalle ſchuldig.“

„O, Sie ſind ein wahrer Freund, Martin!“ ſagte Daniel, ihm die Hand drückend, „möchte ich doch Ihre Freundſchaft mit etwas mehr als Freundſchaft vergelten können!“

„Was ſagen Sie, Daniel, etwas mehr als Freundſchaft? Und was ſollte dieſes Etwas ſein? Sprechen Sie, was geht über eine wahre, innige Freundſchaft? O, was wir auch für einander thun können, nie werden wir einander mehr als Freundſchaft ſchuldig ſein . . .“

Digitized by Google

Und während Martin dieſe Worte ſprach, rollten zwei heiße Thränen über ſeine Wangen.

„Sie ſprechen wahr!" ſeufzte Daniel, und auch ſeinen Augen entquollen Thränen.

Muthlos, doch durch die Freundſchaft ein wenig aufgerichtet, kehrte Daniel in ſeine Wohnung zurück. Er ſchloß ſich in ſein Arbeitszimmer ein und überließ ſich eine Zeit lang den traurigſten Grübeleien. Endlich beſchloß er, abgemattet durch die hoffnungsloſen Gedanken, die ſeinen Geiſt überfielen, ſeine Mutter aufzuſuchen, um bei ihr einigen Troſt zu holen. An ihrer Zimmerthüre angekommen, hörte er, daß jemand Fremder in dem Zimmer war; er horchte einen Augenblick, um zu erfahren, wer es wohl ſein möchte, und die Worte, die ſein Ohr trafen, hielten ihn bald wie an den Boden gebannt.

Machen wir dem Leſer bekannt, was in dem Zimmer der braven Frau vorging. Doch bevor wir zu dem Geſpräche übergehen, welches in dieſem Augenblicke ſtattfindet, müſſen wir einige Erklärungen vorausſchicken.

Die mehr als pünktliche Sparſamkeit, welche Katharina in ihrem Haushalte eingeführt hatte, war gewiß nicht ohne Vortheil; doch ſie reichte nicht zu, ſie und ihren Sohn vor Armuth zu bewahren. Wir ſagen Armuth, denn nicht nur diejenigen können arm genannt werden, welche nur einen Büſchel Stroh haben, um des Nachts ihre Glieder darauf auszuſtrecken, und des Tags, vom Hunger gequält, in Lumpen gehüllt umhergehen: es gibt auch oft wahre Armuth in reichen Woh-

nungen, in prächtigen Paläſten, und wahre Armuth herrſchte in Katharina's Hauſe. Ihr Zuſtand war Niemanden bekannt, glaubte die Frau, und dieß iſt genug; ihr guter Name war bis jetzt bei ihren Mitbürgern unverletzt geblieben; überall flößte ſie Ehrfurcht ein, und Niemand ahnte, daß ihre Wohlhabenheit gänzlich dahin war. Selbſt Daniel konnte, durch ſeine Liebe verblendet, den Abgrund nicht meſſen, in den er und ſeine Mutter zu ſtürzen im Begriffe waren. Und dieß Alles waren die Gründe von Katharina's Armuth. Konnte ſie, die einſt vermögend einen ſo ſchönen Platz in der Geſellſchaft behauptete, konnte ſie jetzt in Lumpen einhergehen? Konnte ſie, die immer Diener unter ihrem Befehle gehabt, jetzt, da ſie alt geworden, ſelbſt Dienſte thun? Konnte ſie, die immer in einer prächtigen Wohnung gelebt, jetzt eine armſelige Kammer oder einen Söllerverſchlag beziehen? Konnte ſie Daniel ſagen: Mein Sohn, wir ſind arm; lege dieſe koſtbaren Kleider ab, bedecke Dich mit Lumpen, wir müſſen unſere Wohnung mit einem armen Häuschen vertauſchen, und da Du mit Deiner Kunſt nichts zu erringen vermagſt, ſo ſieh' zu, daß Du ein Handwerk erlernſt, um für Dich und mich Nahrung herbeizuſchaffen; denn je länger wir warten, deſto unglücklicher werden wir? Konnte ſie endlich, die ſie immer mit Milde ſelbſt Almoſen gegeben, jetzt auf einmal öffentlich oder im Geheimen die Hand nach milden Gaben ausſtrecken, und mußte ſie, nicht ſo lange als möglich gegen das Bekenntniß ihrer Armuth ankämpfen? .... Ein Philoſoph würde vielleicht, durch ſeine Sätze verleitet, auf alles dieß bejahend antworten;

Digitized by Google

doch wer ſich in Katharina's Lage befände, würde, wir ſind deſſen gewiß, eben ſo wie die unglückliche Frau gehandelt haben.

Doch legen wir jetzt die Handlungsweiſe Katharina's unſern Leſern klar vor Augen.

Wie wir bereits geſagt haben, ſie ſparte ſo viel, als möglich; die größte Einfachheit herrſchte ſchon lang in ihrem Haushalte. Das Mittagsmahl kam wohl zum Vorſchein, doch brachte es nichts von alle dem, was die Eßluſt der Reichen reizen kann. Daniel gab nicht Acht darauf. Was noch außerdem erübrigt werden konnte, wurde erübrigt. Die alte Line arbeitete wie eine Sclavin, um die Wohnung ſauber und reinlich zu erhalten, Katharina half ihr, wo ſie konnte, und ſcheute ſich nicht, die niedrigſten Arbeiten zu verrichten, obſchon ſie deßhalb einen immerwährenden Kampf mit Line zu beſtehen hatte.

Wie genau jedoch Alles berechnet war, ſo ſah Katharina doch bald, daß ſie gegen eine zu ſtarke Macht ankämpfte, und daß durch Alles, was man erübrigte, ihr Beſitz kein Haar breit vergrößert werden konnte. Einkünfte hatte ſie nicht mehr: Daniel's Lektionen verminderten ſich, anſtatt zuzunehmen; die Gemälde, die er gemacht, hatten ihm viel Geld gekoſtet, und blieben unverkauft. Er brauchte immer Geld für allerlei kleine Ausgaben .... Was blieb der armen Frau übrig? Würde ſie etwas dabei gewonnen haben, wenn ſie Daniel ihre Lage in ihrer ganzen ſchrecklichen Wirklichkeit bekannt gemacht hätte? Dieß glaubte die Frau nicht, und mit Recht. Daniel that, was er konnte; ihm die

Digitized by Google

herannahende Armuth zu zeigen, wäre daſſelbe geweſen, als ihn allen Muthes zu berauben, und durch Hoffnungsloſigkeit in weitern Fortſchritten zurückzuhalten ....

Eine kleine Zuflucht blieb der unglückſeligen Katharina noch übrig. Sie beſaß einige Juwelen, die ſchon ſeit langer Zeit in der Familie von Mutter auf Tochter übergegangen waren; ſie entſchloß ſich, dieſelben zu verkaufen, und mit deren Erlös noch eine Zeitlang von Gottes Gnaden, wie man zu ſagen pflegt, fortzuleben, in der Hoffnung, daß ſich nach irgend einer Seite hin bald eine Ausſicht eröffnen würde.

Dieſen Entſchluß zur Ausführung zu bringen, war nicht ſo leicht; denn es mußte heimlich geſchehen. Katharina theilte ihr Vorhaben ihrer ergebenen Line mit. Nachdem ſie lange zuſammen ſich berathen, hatte die alte Dienſtmagd endlich ein Mittel ausgefunden. Sie erinnerte ſich, daß noch ein alter Mann lebte, der lange bei Katharina's Vater in Arbeit geſtanden, und von dem Kaufmanne ſogar einen Jahrgehalt bezogen hatte. Line verſicherte ihrer Herrin, daß ſie auf dieſen Mann ſich verlaſſen dürfte, daß er treu, ehrlich und brav wäre, und ein Geheimniß unverletzt bewahren könnte.

Der Alte wurde aufgeſucht, und er war es, der mit Katharina ſprach, als Daniel ſich der Thüre des Zimmers näherte.

Thränen der Bekümmerniß benetzten das Geſicht des alten Arbeitsmannes, als er merkte, warum Katharina ihn hatte rufen laſſen; doch die Frau tröſtete ihn, ihren eigenen Schmerz verbergend, mit der Verſicherung, daß ſie ſich nur in einer augenblicklichen Verlegenheit be-

ſände, und Geld brauchte, um eine unvorhergeſehene Bezahlung mit Ehre zu berichtigen, und daß es ihr ſonſt nicht an Geld fehlte.

Der alte Arbeitsmann ſchien durch dieſe Gründe etwas getröſtet und verſprach, ſeinen Auftrag ſo gut und ſo bald als möglich auszuführen. Als er das Zimmer verließ, hatte Daniel ſich von deſſen Thüre entfernt und nach ſeinem Arbeitszimmer begeben. Hier wartete er bis zum Abende, um ſeine Mutter zu befragen. Katharina ſuchte durch alle mögliche Mittel das Geſchehene wegzuläugnen; doch endlich bekannte Daniel, daß er Alles gehört. Nun gab ſie ſich jedoch noch alle Mühe, ihren Sohn zu beruhigen, trachtete, ihn glauben zu machen, daß Alles, was ſie dem alten Arbeitsmanne geſagt, die Wahrheit ſei, und daß ſie ja doch in den Beſitz dieſer Koſtbarkeiten wenig Werth legte.

„Stoße Dich nicht daran, mein Daniel,“ ſagte ſie endlich. „Beunruhige Dich nicht; Du haſt alle Deine Geiſteskräfte nöthig, um in Deiner Kunſt zu reuſſiren.“

Der Jüngling that, als wäre er überzeugt; er ging zu Bette, und brachte die ganze Nacht in Thränen und Hoffnungsloſigkeit zu.

Auch Katharina konnte, als ihr Sohn ſich entfernt hatte, ihrer Traurigkeit nicht mehr Meiſter werden. Sie weinte bitterlich; denn ſie hielt viel auf dieſe Kleinode. Unzählige Erinnerungen waren an ſie geknüpft. Sie hatte dieſe Juwelen, als ſie noch jung war, ſo oft am Halſe ihrer braven Mutter prangen ſehen; ſie ſelbſt hatte ſie in mancher frohen Stunde getragen. Ihr ganzer Lebenslauf kam ihr immer, wenn ſie dieſen Schmuck ſah,

Digitized by Google

in's Gedächtniß zurück.... und jetzt war ſie für immer dieſer Reliquien beraubt! O! es ſchien ihr, als ob jetzt erſt ihr ganzes väterliches Erbtheil verſchwunden wäre.... und nun ſie dieß Alles gut überdachte, konnte ſie nicht begreifen, wie ſie den Entſchluß zu faſſen vermocht, ſich von ihnen trennen zu wollen.

Die gute Frau ſuchte endlich Troſt im Gebete; ſie kniete vor einem Bildniſſe der Jungfrau nieder und befahl ihre Schmerzen ihr an, die man die Mutter der Betrübten nennt.

XX.

Maria an Eliſabeth.

Meine Liebe!

Schon wieder ſchreibe ich Dir, und doch habe ich Dir wenig oder gar nichts Neues mitzutheilen. Meine Lage iſt auf den erſten Blick immer dieſelbe; doch ſie wird täglich ſchlimmer durch kleine Widerwärtigkeiten, welche ſo bitter ſind, und dennoch von ſo geringem Belange ſcheinen, daß man es nicht wagt, ſie zu erzählen, oder beſſer geſagt, ſie nicht erzählen kann. Könnte man ſie einander gut auseinander ſetzen, dann würden ſie gewiß ihre Geſtalt verändern, und man könnte ſie gewiß nicht mehr Kleinigkeiten nennen. Doch Du, die Du mein Gefühl kennſt, und leicht errathen kannſt, welche zahlloſe Schmerzen mich täglich ergreifen, wirſt auch verſtehen, von welcher Art meine Lage iſt.

Jetzt bin ich es nicht mehr allein, die leidet, meine

Digitized by Google

liebe Eliſabeth, auch meine Mutter trocknet ſich bisweilen eine bittere Zähre von den Wangen. Sie nimmt an meinem Schickſale Theil. Schon mehrmals hat ſie ſich erkühnt, und ihrem Manne geſagt, daß er ſeine Tochter gewinnſüchtigen Abſichten opfern will. Doch dieß hat uns noch um keinen Schritt gefördert. Herr van Berchem gibt ihr immer zur Antwort, er wiſſe ſchon lange, daß ſie eben ſo kindiſch ſei, wie ihre Tochter.

Kindiſch! dieß iſt ſein Wort, und damit glaubt er Alles abgethan.

Ich merke jedoch, daß auch mein Vater ſeine Ruhe verloren hat. Der Frieden, das gute Einverſtändniß, das früher in unſerer Familie geherrſcht, iſt geſtört; kein inniges Geſpräch, keine Gemüthsergießungen finden mehr ſtatt. Mein Vater, der ſonſt ſo redſelig war, ſpricht faſt nichts mehr; und wenn bisweilen ſeinem Munde ein Wort entfällt, ſo geſchieht es nur, um mir oder meiner Mutter etwas Unangenehmes zu ſagen, oder auch, um gegen Daniel loszuziehen, und zu bewähren, daß er allein die Schuld trägt an der Störung des häuslichen Friedens. Und dann ſpricht er über das Betragen von Daniel's verſtorbenen Vater, als wenn die Kinder für die Eltern büßen müßten....

Ohne Zweifel muß mich mein Vater noch innig lieb haben; denn mir däucht, er würde mich ſonſt nach Allem, wie ich ihn kenne, ſchon lange gezwungen haben, mich ſeinem Willen zu fügen.

Herr N. beſucht uns nicht mehr ſo oft; doch kommt er alle Tage mit meinem Vater zuſammen. Sie gehen miteinander und Du kannſt Dir leicht denken, mit

Digitized by Google

welchem Nutzen dieſer haſſenswerthe Menſch den Herrn van Berchem umſtrickt! wie er darnach trachten wird, dem armen Daniel zu ſchaden und mit welch ſchwarzen Farben er ihn ſchildern wird! O, ich bin gewiß, meine Liebe, daß ohne dieß der Kampf ſchon längſt zu Ende wäre.

Ein kleiner Troſt blieb mir übrig. Hin und wieder ſah ich Daniel an unſerm Hauſe vorüber gehen und dieſer Anblick ſtärkte meinen Muth. Doch jetzt hat man mir verboten, fortan noch am Fenſter zu ſitzen.

Ich hatte eine Zeit lang die Hoffnung genährt, durch Hülfe unſerer Dienſtmagd von Daniel einige Nachricht erhalten zu können; ich hatte mir ſchon vorgenommen, ihr davon zu ſagen; allein ich wagte es bis jetzt noch immer nicht und nun bin ich auch froh, es nicht gethan zu haben, denn meine Hoffnung war leider vergeblich. Das falſche Geſchöpf war mit einem Briefe von Daniel an mich beauftragt; ſie hat ihn meinem Vater ausgeliefert und dieſer kam dann zu mir und las ihn mir vor. O, dieſes Vorleſen war eine Profanation, eine furchtbare Qual! Die Ausdrücke unſerer glühenden Liebe wurden beſpöttelt; unſere Gefühle, unſere Herzen wurden offen verlacht! O, was ich da in meiner Seele fühlte, iſt unbeſchreiblich! Was hätte ich nicht gegeben, dieſen Brief zu beſitzen, um ihn in der Stille der Nacht leſen und mit meinen Thränen benetzen zu können!.... Und ich mußte ihn in's Feuer werfen und von den Flammen verzehren ſehen!....

Schon lange hatte ich meiner Mutter verſprochen, nicht an Daniel zu ſchreiben; ich bin dieſem Verſprechen

auch immer treu geblieben; doch nun haben meine Thränen es bei ihr ſo weit gebracht, daß ſie ſelbſt ein Briefchen an Daniel gerichtet, um ihm kund zu thun, er möchte nicht mehr ſchreiben, und ihm zu ſagen, wie unglücklich und ſchmerzlich für mich ſein Verſuch ausgefallen. Sie hat ihm Muth und Geduld gerathen, ihm jedoch keine Hoffnung geben wollen, und ihn erſucht, ihre Zeilen nicht aufzubewahren. Meine Mutter hat dieſen Schritt ſchon hundertmal bereut; ſie fürchtet immer, es möchte Herr van Berchem etwas davon erfahren. Doch, es iſt mir eine große Beruhigung, die Gewißheit zu haben, daß kein zweiter Brief in die Hände meines Vaters fallen wird.

O, meine Liebe, welch ein Ende wird wohl mein Schmerz nehmen, oder wird vielleicht mein Unglück gar nie aufhören? . . .

Lebe wohl, und denke bisweilen auch an

Deine Dich zärtlich liebende

Maria.

XXI.

Eliſabeth an Maria.

Meine liebe Maria!

Schon oft genug habe ich Dir geſagt, von welchen Gefühlen mein Herz bei Durchleſung Deiner Briefe überquillt; wie ich an Deinem Unglücke Theil nehme, und wie ich trachte, Deinen Schmerz tragen zu helfen, in dem Gedanken, er werde dadurch gemildert. Ich ſehe

Digitized by Google

klar genug, wie groß Dein Leiden iſt, und wie peinlich dieſe kleinen Widerwärtigkeiten Dir ſeyn müſſen, welche wir Frauen ſo tief fühlen.

Es wäre mein feurigſter Wunſch, einige Tage bei Dir zubringen zu dürfen, um mit Dir weit und breit über die ſchmerzliche Lage ſprechen zu können, und zu ſehen, was man thun müſſe, und was nicht. Man kann nicht Alles ſchreiben, und Worte ſind ja auch nicht fähig, die Seele vollkommen zu tröſten. Man will die Theilnahme auch in den Geſichtszügen leſen können. — Darum möchte ich bei Dir ſeyn, meine Thränen mit den Deinigen vermiſchen, Dich an meine Bruſt drücken, und mit Dir leiden. Doch dieß iſt für den Augenblick nicht möglich.

An Deinem Benehmen, meine liebe Maria, kann ich nichts tadeln. Trotz der Schmerzen, die man Dir — nur aus Verblendung, glaube mir's — ungerechterweiſe verurſacht, liebſt Du Deinen Vater noch immer; dieß iſt Deine Pflicht, und indem Du dieſe erfüllſt, handelſt Du heldenmüthig. O, meine gute Maria, ich kann nicht glauben, daß Herr van Berchem die Unbarmherzigkeit noch weiter treiben wird, und ich nähre allzeit die Hoffnung, daß er über kurz oder lang anderen Sinnes werden und Deinen Wunſch erfüllen wird.

Ich habe Dir eine erfreuliche Neuigkeit mitzutheilen, und ich thue dieß ohne Furcht, daß es Dir Schmerz verurſachen wird. Du gehörſt nicht zu Denjenigen, welche ihre Schmerzen beim Anblicke fremden Glückes zunehmen fühlen. Nein, dazu iſt Deine Seele zu rein, dazu liebſt Du mich zu ſehr. Vernimm denn, Maria,

Digitized by Google

daß in kurzer Zeit meine Hochzeit ſeyn wird. Du weißt, daß meine Verbindung ſchon lange beſchloſſen und nur durch den Tod meines braven Vaters, deſſen Verluſt ich noch täglich beweine, verſchoben worden war. Wie glücklich mich auch der Gedanke an meine bevorſtehende Hochzeit macht, würde ich ſie doch mit Freuden noch ſo lange hinausſchieben, bis ich Dich, meine liebe Freundin, auch glücklich ſehen könnte. Doch dieß iſt unmöglich. Weder Eduard, noch meine Mutter würden dieſe Gründe annehmen, und Dir würde es doch auch keinen wirklichen Vortheil gewähren.

Was mir am meiſten leid thut, iſt dieß, daß man beſchloſſen hat, nach der Trauung eine ziemlich lange Reiſe zu machen, und ich alſo in die Unmöglichkeit verſetzt ſeyn werde, täglich Deine Briefe zu empfangen und zu beantworten. Ich werde Dich jedoch davon unterrichten, wohin Du Deine Briefe immer adreſſiren kannſt; ich werde ſie dann auf meiner Durchreiſe auf der Poſt abholen. Doch zuvor erwarte ich noch manche Nachricht von Dir.

Deine Dir immer ergebene
Eliſabeth.

XXII.

Die Binde war nun ganz von Daniels Augen genommen. Nun ſah er klar, wie verhängnißvoll ſeine Lage geworden; nun begriff er, welche Schmerzen in dem Buſen ſeiner Mutter wühlen mußten, und wie dieſe Schmerzen noch dadurch vergrößert wurden, daß die gute

Digitized by Google

Frau ſie immer zu verbergen und für ſich allein zu behalten ſtrebte. O ja, jetzt begann er die Tiefe des Abgrunds zu ermeſſen, der ihn ſchon gähnend angrinste. Er ſah die Armuth, die nackte Armuth ihn wild anlachen, er ſtand bereit, ſie in ſeine Arme zu ſchließen, ſich mit ihr zu vereinigen, und ſich an ihre Bruſt, wie an die ſeiner Braut, zu werfen. Jetzt fühlte er, daß es ihm fortan unmöglich wäre, jemals Maria's Hand zu erlangen. Selbſt dann, wenn der Herr van Berchem, unbekannt mit dem Zuſtande des Jünglings, ihm ſeine Tochter ſchenken wollte, was ihm unmöglich ſchien, ſelbſt dann dürfte er dieſen Schatz nicht mit gutem Gewiſſen annehmen; denn würde er dann nicht abſichtlich das Mädchen mit ſich in den Abgrund reißen? — Maria, ſie, für die ihm ein fürſtliches Vermögen noch unzureichend ſchien, ſie ſollte ſein Unglück theilen, mit ihm leiden müſſen? Nein, dieß war unmöglich; dieß hätte Daniel nicht gewollt, dieß mochte, dieß konnte er ſich nicht vornehmen. — Und die Kunſt! . . . er verzweifelte an ihr; hatte er nicht Alles aufgeboten, um darin ſchnell zu reuſſiren? ... „Nein,“ dachte er, „die Kunſt iſt ein leichtfertiges Weib, die ſich Jahre lang bitten läßt, bis ſie ihren Anbetern einen milden Blick ſchenkt.“

„O, Alles iſt verloren!“ ſeufzte der Jüngling eines Tages, da er wieder allein in ſeinem Arbeitszimmer ſaß. „Alles iſt verloren, unſere Leiden werden kein Ende mehr nehmen! Was ſoll aus mir und meiner Mutter werden? Was iſt ſchon aus uns geworden? O, wenn ich daran denke, wie glücklich wir hätten ſeyn, wie ſelig unſer Leben hätte hinfließen können, wenn mein Vater

uns dieſen Abgrund des Elendes nicht geöffnet, wenn er ſeine Pflichten als Vater erfüllt hätte! O ja, dieß iſt die Quelle all unſers Unglücks! Es ſcheint, ſein Schatten ſchwebt noch über unſeren Häuptern, um uns mit immerwährenden Schmerzen zu überſchütten. Wäre er ſeiner Pflicht nur ein wenig nachgekommen, dann würde meine Mutter nie das Unglück gekannt haben, dann hätten wir uns nie vor Armuth fürchten dürfen. Maria würde dann meine Braut ſeyn, ich hätte ſie glücklich machen können, meine Mutter würde ſich an unſerem Glücke erfreuet haben, und die Erde wäre uns ein Paradies. Und dieß Alles iſt durch einen einzigen Menſchen vernichtet worden! Der Vater, der ſeine Gattin und ſeinen einzigen Sohn hätte lieben ſollen, als das Beſte, was er auf Erden beſaß, hat nur dahin gewirkt, ihnen Beiden ewiges Unheil zu bereiten.... O Gott! Gott!..."

Der Jüngling ſchwieg eine Weile, und blieb wie in Gedanken verſunken ſitzen. Sein Geſicht unterlag jedoch bald einer gänzlichen Veränderung, und nun ſeufzte er wieder: „Doch nein! ich mache mich ſchuldig, indem ich ſo über ihn denke, der doch mein Vater war; ich habe ihm einſt in einem feierlichen Augenblicke ohne Trug und Heuchelei verziehen, und verſprochen, Alles zu vergeſſen, als ob es nie geſchehen wäre; ich muß dieß Verſprechen auch halten. Mein Unglück wird ja doch durch dieſe Erinnerungen nicht erleichtert; dieſe Klagen können nur dazu dienen, mir den Muth zu benehmen, und werden mich kein Haar breit auf dem Wege des Unglücks rückwärts bringen, mich im Gegentheile eher

Digitized by Google

tiefer in die Verzweiflung ſtürzen, indem ſie meinen Geiſt noch trüber machen.“

Dieſe traurigen Gedanken bemeiſterten ſich mehrmals Daniels; ſie benahmen ihm den Muth zur Arbeit, umnebelten ſeine Sinne, und verſenkten ihn in eine Traurigkeit, die ſich nicht viel von Verzweiflung unterſchied. Er kam endlich ſo weit, daß er ſich ſelbſt überzeugen wollte, daß er kein Kunſtgefühl, keine wahre Kenntniß im Malen beſäße, und daß dieß der Hauptgrund wäre, warum er in ſeinen Unternehmungen nicht glückte. — Dann verwies er ſich ſeinen Unverſtand, ſeine Unkunde, ſeine Unbeſcheidenheit, und er fühlte eine tiefe Verachtung vor ſich ſelbſt.

„Unnützes Geſchöpf,“ ſagte er dann zu ſich, „das glaubte, es hätte Dich die Natur mit mehr als gewöhnlichem Menſchenverſtande begabt; das frech genug war, das Vergnügen, welches Dir die Ausübung der Kunſt gewährte, für wahre Kenntniß, für ächte Waare zu nehmen. O, Fluch Dir! Du warſt und biſt nur ein armſeliger Arbeitsmann, ein Pfuſcher, ein Weißnichts; Deine Kunſt iſt Nachäfferei!“

Doch dann erinnerte er ſich wieder, welch Kunſtfeuer er oft in ſeinem Buſen hatte glühen fühlen, welch großartige Schöpfungen er in ſeinem Geiſte hatte blinken ſehen, wie oft man ihm die offenherzigſten Lobenserhebungen zugetheilt hatte, und dann dachte er: „Nein, es iſt doch etwas in mir, was mich groß macht; ja, ich bin Künſtler, ich fühl' es! — Doch,“ fuhr er dann wieder muthlos fort, „geſetzt auch, dieß iſt wahr, wozu wird es mir dienen? Was kann ich nun aus-

richten? O, es wäre beſſer geweſen, ich hätte meine Zeit darauf verwendet, ein Handwerk zu erlernen, ja, dieß wäre mir nützlicher geweſen; wenigſtens hätte ich dann die Verſicherung gehabt, einſt mich und meine arme Mutter ernähren zu können."

Solche Gedanken beſtürmten Tag und Nacht den armen Daniel, und marterten ihn auf die grauſamſte Weiſe. Sieh hier, was die Folgen von dem Allen waren.

Bei Tage arbeitete Daniel nicht mehr. Wenn nicht ſein Freund Martin kam, und ihn tröſtete, verließ er ſeine Wohnung, durcheilte bei Hagel und Schnee die Stadt, ſuchte ſich die einſamſten Wege, rannte querfeldein, und lief wie ein Wahnſinniger, oder ging oft Stunden lang auf einem und demſelben Pfade hin und her. Bei Nacht konnte er wenig oder keine Ruhe finden. Als Katharina ihn bat, dieſe Lebensweiſe abzulegen, verſprach er ihr Alles, und weinte mit ihr, vergaß aber bald ſein Verſprechen wieder. Obſchon er mehr als einmal den Entſchluß gefaßt hatte, ſeine Liebe zu überwinden und nicht mehr an Maria zu denken, ſo konnte er doch nicht darin glücken. Bisweilen ſtand er des Nachts von ſeinem Bette auf, verließ ſeine Wohnung, und wandelte Stunden lang vor dem Hauſe ſeiner Geliebten auf und nieder. Bei Tage durchkreuzte er mehrmals die Straſſen, in der Hoffnung, ihr irgendwo zu begegnen; doch dieß glückte ihm ſelten, denn Maria hielt ſich förmlich in ihrer Wohnung eingeſchloſſen, und wenn es ſich dann einmal traf, daß Daniel ſie in der Straſſe ſah, ſprach er ſie nie an, und war zufrieden, ſie

Digitized by Google

nur von ferne zu betrachten, gleich als hätte er ihre Nähe gefürchtet.

Die Traurigkeit, die bis jetzt den jungen Maler nie verlaſſen hatte, begann nun auch ihren Einfluß auf den Körper fühlbar zu machen. Dieſer beſtändige Mißmuth und die Augenblicke des Entzückens, die gewöhnlich auf jenen folgten, wirkten furchtbar auf ſeine Nerven. Er fühlte allmälig ſeine Kräfte ſchwinden, der Appetit verließ ihn, es hatte ihn ein anhaltender Kopfſchmerz überfallen, und endlich ward er gezwungen, ſich zu Bette zu legen. Er weigerte ſich anfangs, Arzneien zu nehmen, doch durch die Thränen ſeiner Mutter bewogen, verſprach er ihr endlich, ihr in Allem zu folgen.

Katharina that Alles zur Wiederherſtellung ihres Sohnes. Der berühmteſte Arzt der Stadt wurde gerufen. Dieſer erklärte, der Jüngling leide an einer Nervenkrankheit, und als er mit Katharina allein war, ſagte er, daß er glaube, der Geiſt ihres Sohnes ſey noch kränker, als ſein Körper, und es wäre keine Geneſung möglich, wenn ſein Geiſt nicht befriedigt werden könnte.

Dann bleibt mir wenig Hoffnung übrig! dachte die unglückſelige Katharina.

Von Tag zu Tag wurde Daniel kränker. Seine Mutter ließ es ihm an nichts gebrechen; ſie verließ den ganzen Tag ſein Krankenlager nicht, und mehrmals brachte ſie die Nacht an ſeiner Seite zu, und ſuchte ihn durch alle möglichen Mittel zu tröſten. Um dem Leſer den Zuſtand Daniels und ſeiner Mutter anſchaulicher zu machen, wollen wir im folgenden Kapitel ein Bild davon geben, und in leichten Contouren zu ſkizziren ſu-

Digitized by Google

chen, was eines Abends zwiſchen Daniel und ſeiner Mutter vorfiel.

XXIII.

Daniel liegt ausgeſtreckt auf einem Bette. Sein Geſicht iſt abgemagert, und deſſen Ausdruck iſt der tiefer Niedergeſchlagenheit; ſeine Augen ſind halb geſchloſſen. Es iſt Abend, und die Strahlen einer Kerze verbreiten einen zitternden Glanz im Zimmer, und ſcheinen Allem ein trauriges Ausſehen zu verleihen. Es iſt daſſelbe Zimmer, wo einige Monate früher Daniels Vater den Geiſt aufgegeben. Katharina ſitzt neben dem Bette in einem Seſſel und hält ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckt; ſie ſcheint lange in trauriges Nachdenken verſunken zu ſeyn.

Inzwiſchen hat ſich Daniel im Bette halb aufgerichtet. Er ſtarrt im Zimmer umher; ſein Blick iſt bisweilen glühend, und dann wieder wie gläſern. Er ſchaut endlich auf ſeine Mutter. Dieſe ergreift ſeine Hände und fragt ihn, ob er etwas verlange.

„O Mutter, den Tod nur verlange ich!“ antwortete der Jüngling.

„Daniel, mein liebes Kind, welch ſchreckliches Wort ſprichſt Du aus! . . .“

„Ja, den Tod . . . doch es iſt noch ein Gedanke, der mich peinigt. Wenn ich werde aufgehört haben, zu leiden, wenn ich todt ſeyn werde, meine liebe Mut-

Digitized by Google

Mutter, was ſoll dann aus Dir werden? O, warum können wir nicht zuſammen ſterben? . . .“

„Mein Sohn, verſcheuche dieſe Gedanken aus Deinem Geiſte; Du wirſt nicht ſterben; das Glück iſt für uns noch nicht ganz verſchwunden. Gott verläßt die Seinen nicht; Er ſtraft uns, Er prüft uns, doch Er weiß auch zu vergelten, und wird uns nicht über unſere Kräfte prüfen, und uns dabei verſchmachten laſſen.“

„Doch ich fühle mich dabei verſchmachten Mutter; denn es wird mich das Leben koſten. Ich will nicht gegen die Vorſehung ſtreiten, allein ich hoffe auch nicht, daß Gott es mir zur Sünde anrechne, wenn ich über Dein Loos mich ängſtige.“

„Nicht doch, mein lieber Daniel; aber noch einmal, verſcheuche dieſe traurigen Gedanken aus Deinem Geiſte; Du wirſt nicht ſterben, ich verſichere Dich deſſen.“

„Dann wird mein Unglück noch größer ſeyn!“ ſeufzte Daniel; „und warum ſoll ich, warum muß ich noch länger leben? Ich kann Dir nicht von Nutzen ſeyn, Du ſiehſt es; ich habe alle Mittel angewendet, und nichts hat geholfen. Freude habe ich auf dieſer Welt nicht mehr zu erwarten. Mit Maria wäre mir das Leben ein Paradies geweſen, ohne ſie iſt mir mein Daſeyn eine Qual; und ich habe ſie verloren, Mutter, für ewig verloren. Sie ſoll einem Anderen, einem häßlichen Menſchen angehören: die Hochzeit, ſagt man, iſt ſchon feſtgeſetzt, der Tag ſchon beſtimmt.“

„Und wenn dieß Alles nur ein falſches Gerücht wäre, mein Sohn, das nur der Herr N. verbreitet, um den Vater Mariens zu einem Entſchluſſe zu zwingen?“

Digitized by Google

„Glaubſt Du, meine Mutter?“

„Ich bin beinahe davon überzeugt.“

„Nun,“ antwortete Daniel traurig, „dann ſind wir doch um nichts weiter, und wer weiß, ob es Herrn N. nicht gelingen wird, ſeinen Plan durchzuführen?“

„Und wer weiß, Daniel, ob es nicht eine umgekehrte Wirkung haben wird? Du kennſt die Starrköpfigkeit des Herrn van Berchem, und wie er immer von Niemandem gezwungen ſeyn will.“

„Dieß kann möglich ſeyn; aber glaube mir, Mutter, ehe der Herr N. etwas unternimmt, iſt er beinahe immer des guten Ausganges gewiß. Dann hat er auch Zeit genug gehabt, den Herrn van Berchem kennen zu lernen, und durch ſeine niedrige Schmeichelei hat er ihn gewiß ſchon längſt in ſeine Netze gezogen ... o nein! nein! es iſt keine Hoffnung mehr für mich! ...“

Mit dieſen Worten ſank der Jüngling wieder in die Kiſſen zurück. Katharina wußte nicht, was ſie antworten ſollte. Sie ſchwieg einige Augenblicke, die Augen auf den Boden geheftet, und ſchien in tiefes Nachdenken verſunken. Endlich hatte ſie einen Entſchluß gefaßt: ſie wollte nämlich verſuchen, ob man, indem man die Qual vermehrte, keine wohlthätige Veränderung in Daniels Krankheit würde zuwege bringen können. Sie hätte lieber geſehen, wenn der Jüngling ſich einer unmäßigen Liebe oder laut ausbrechendem Zorne hingegeben, als ihn in dieſe immerwährende Niedergeſchlagenheit verſunken zu wiſſen, welche ihn endlich, wie der Arzt ſagte, in eine an Geiſtesſchwäche gränzende Krankheit ſtürzen würde. Sie ſprach nun mit ernſter Stimme:

„Wohlan denn, Daniel, es iſt unnöthig, Dir noch länger mit einer eiteln Hoffnung ſchmeicheln zu wollen. Ich ahne, ich glaube, daß Maria nie die Deine werden, daß ſie wohl bald die Braut des Herrn N. ſeyn wird . . .“

Hier wurde die Frau durch einen leiſen Seufzer unterbrochen, der aus Daniels Munde kam: „Maria,“ ſagte er, „meine liebe Maria, meine Braut! . . .“

Der Jüngling hatte nichts von dem gehört, was ſeine Mutter geſagt hatte. Katharina erhob ſich von ihrem Seſſel, und unterſuchte mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit die Geſichtszüge ihres Sohnes. Daniel lag mit weit geöffneten Augen da; doch ſeine Blicke waren unbeweglich: ein freudiger Ausdruck war über ſein Geſicht ausgebreitet, ſeine Wangen hatten ſich geröthet, und wenn ſeine Augen nicht ſo regungslos geweſen wären, hätte man ſich verſucht halten mögen, zu glauben, es umgaukle ihn ein ſüßer Traum. Doch jetzt machten die ſtarren, gläſernen Blicke auf das Herz Katharinens einen furchtbaren Eindruck. Sie ergriff die Hand ihres Sohnes, doch dieſe war ſteif; ſie berührte ſeinen Arm, doch dieſer war unbeweglich. Die brave Mutter merkte jetzt, daß ihr Sohn von einem Nervenanfall ergriffen ſey. Ein Strom von Thränen entquoll nun ihren Augen, und in einem herzzerreißenden Tone rief ſie aus: „Daniel! mein Sohn! mein liebes Kind!“

Doch Daniel hörte weder dieſe Ausrufe, noch ſah er den Schmerz ſeiner Mutter. Sein Geſicht blieb unverändert, es verbreitete ſich ſogar noch ein ſanfteres Lächeln darüber. Nachdem er ziemlich lange in dieſem Zu-

Digitized by Google

ſtande gelegen, rührte er ſeine Glieder ein wenig, und ſeufzte wieder: „O Maria! ſo ſind wir denn endlich glücklich! Dein Vater ſtimmt in unſere Verbindung ein ... O komm her, meine Geliebte, daß ich Dich an meine Bruſt drücke! ... daß ich Dich in meine Arme ſchließe! ... daß die Schläge unſerer Herzen, die jetzt von Wonne und Seligkeit überfließen, ſich vereinigen ... O, wie wird meine Mutter, meine gute Mutter erfreut ſeyn, wenn ſie mein Glück vernimmt. — Was für ein Kleid Du an unſerem Hochzeittage tragen ſollſt? Du fragſt mich, Maria? ... O, ein weißes Kleid nur ſoll Deine jungfräulichen Glieder umſchließen: die weiße Farbe iſt ja das Sinnbild der reinen, heiligen Liebe! die Engel im Himmel haben nur weiße Schwingen ... die Künſtler, die ihnen farbige Flügel geben, ſind im Irrthume, und wiſſen nicht, was ſie malen ... Du biſt ja auch ein Engel, Maria! — Und Deinen Schmuck? — O, den will ich Dir geben ... Meine Mutter hat eine diamantene Halsſchnur; ſie iſt ein erbliches Kleinod in unſerer Familie ... dieſe werde ich um Deinen ſchlanken Hals ſchlingen ... um Deinen roſigen Hals ... auch der Diamant iſt ein Zeichen der Reinheit ...“

„Daniel! Daniel! mein Sohn! ſchweige doch, und zerreiße mir nicht das Herz!“ ſchluchzte Katharina.

Doch der Kranke hörte nicht darauf und fuhr fort: „Ja, meine geliebte Maria, jetzt iſt mir das Schickſal günſtig ... man hat mich als einen großen Künſtler anerkannt ... Ruhm und unermeßlicher Reichthum erwarten uns. Am Reichthume iſt mir wenig gelegen:

Digitized by Google

unſer beider Beſtehen iſt geſichert; doch der Ruhm, die Ehre, die allgemeine Achtung, dieſe ſchätze ich, weil ein Theil davon Dir zufallen wird . . . Du ſollſt geehrt werden! . . . Ich werde meinen Namen von den Mackeln, womit mein Vater ihn beſudelt hat, vollkommen rein waſchen, und ihm auf's Neue einen guten Klang verſchaffen . . . O welche lachende Zukunft . . . Maria! Maria! . . .“

Der Jüngling ſchwieg; doch ſeine Haltung blieb unverändert, ſeine Augen blieben ſtarr, und was Katharina auch ſagen, was ſie auch anwenden mochte, nichts konnte ihren Sohn aus dieſem ſchrecklichen, unnatürlichen Schlafe erwecken.

Noch einige Augenblicke blieb die unglückſelige Mutter im Zimmer des Kranken, endlich verließ ſie es, und ſandte Line fort, den Arzt zu holen. Dieſer kam bald herbeigeeilt, unterſuchte den Zuſtand des Kranken, und ſagte Katharina, ſie ſollte ſich beruhigen, es wäre nur eine Kriſis, und es könnte ſich leicht treffen, daß dieſelbe glückliche Folgen nach ſich zöge.

„Sobald ſich jedoch eine Veränderung zeigen ſollte,“ ſagte endlich der Arzt, „ſo laſſen Sie mich ſogleich rufen, und fürchten Sie nichts.“

Die arme Mutter war durch dieſe Worte ein wenig getröſtet. Als der Doktor das Haus verlaſſen, ſetzte ſie ſich wieder neben das Bett des Kranken. Da ſaß ſie nun, und litt, wie die Mutter Jeſu einſt am Fuße des Kreuzes die höchſten Mutterſchmerzen fühlte.

Welch Mitleid uns der Zuſtand Daniels auch einflößte, und mit wie großem Intereſſe wir auch den Fol=

Digitized by Google

gen dieſer wunderlichen Ohnmacht entgegen ſehen, ſo ſind wir dennoch genöthigt, lieber Leſer, den Jüngling der alleinigen Sorge ſeiner Mutter zu überlaſſen, um zu ſehen, was bei ſeinem Freunde Martin vorgeht.

XXIV.

Während das kleine Drama zwiſchen Daniel und ſeiner Mutter vorfiel, das wir im vorigen Kapitel beſchrieben haben, befand ſich Herr Martin auf ſeinem Zimmer. Er war eben im Begriffe, ſeinen Hut aufzuſetzen, ſeinen Mantel umzuhängen, und ſein Zimmer zu verlaſſen, als ein Wagen vor ſeinem Hauſe hielt. Bei dieſem Geräuſche blieb Martin ſtehen und horchte. Es wurde bald darauf geſchellt, und einen Augenblick ſpäter hörte Martin Jemand die Treppe herauf kommen, und auf das Zimmer zugehen, in welchem er wohnte. Der Tonkünſtler nahm in Eile Hut und Mantel ab, und öffnete die Thüre. Ein alter Herr trat ohne viele Complimente ein. Es war Herr van Hardenhock; er ſagte: „Habe ich nicht die Ehre, mit Herrn Martin zu ſprechen?"

Der Tonkünſtler machte eine leichte Verbeugung und antwortete: „Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?"

„Sie werden es hören, mein Herr; Sie kennen den Herrn Daniel?"

„Er iſt mein inniger Freund, mein Herr, und ich glaube wohl, Sie ſind die Perſon, von welcher er mir ſo oft mit Achtung geſprochen hat?"

„Kann wohl ſeyn, daß er von mir geſprochen hat.

Digitized by Google

Doch dieß gehört nicht hieher. Erfahren Sie, warum ich zu Ihnen komme. Man hat mir geſagt, daß Daniel ſich in Noth befinde, mit einem Worte, daß er Geld nöthig habe ..."

Martin wagte auf dieſe Frage nicht ſogleich zu antworten, denn er wußte, mit welcher Sorgfalt Daniel ſeine Noth vor Jedermann zu verbergen ſuchte. Der Alte ſchien dieß zu bemerken und fuhr fort: „Mein Herr, meine Frage wurde nicht aus Neugierde geſtellt; auch ich bin ein Freund des jungen Mannes und laſſe mir deßhalb ſeinen Zuſtand ſehr angelegen ſein. Sprechen Sie alſo frei und gerade heraus."

„Mein Herr, ich glaube Ihnen," ſagte Martin, „Ihr Ausſehen allein verſichert mich Ihrer Aufrichtigkeit und Ihrer guten Abſichten; wohlan denn, ja, Daniel iſt unglücklich, ſehr unglücklich, er und ſeine Mutter ſind in Armuth verſunken und um ſo unglückſeliger, da ſie dieſe Armuth vor Jedermann's Augen verbergen müſſen. Dem Anſcheine nach ſind ſie noch reich und glücklich; ich allein weiß, wie tief ſie geſunken ſind und wie gräßlich ihre Lage iſt."

„So iſt es denn Wahrheit, was man mir geſagt!" rief van Hardenhoek. „Wohlan, Herr Martin, hier muß geholfen werden, hier muß ſchnell geholfen werden und auf eine feine Weiſe ..."

Während deſſen ging der Alte im Zimmer auf und nieder, indem er dabei mit ſeinem Stocke auf den Boden klopfte. Endlich blieb er vor einer der Wände ſtehen und fragte, auf ein Gemälde zeigend: „Von wem iſt dieſes Bild?"

Digitized by Google

„Es iſt eine Arbeit Daniels, die er vergebens zu verkaufen geſucht und worauf ich ſelbſt ſchon alle Mühe verwendet habe.“

Der Alte hatte inzwiſchen das Licht von dem Tiſche genommen, denn es war ſchon Abend, und betrachtete das Gemälde.

„Mein Herr, Daniel iſt ein großer Künſtler,“ rief er plötzlich aus, „dieß Bild iſt ein wahres Meiſterſtück!“

Vergnügt trat er auf Martin zu und fuhr fort: „Es iſt gefunden; ich kaufe Ihnen dieſes Bild ab! Wie viel verlangt unſer Freund dafür?“

„Er hat den Preis auf zweihundert Gulden feſtgeſetzt . . .“

„Was? zweihundert Gulden? zweitauſend wollen Sie gewiß ſagen! Dieß iſt der wahre Werth, mein Herr, und ich verſichere Sie, daß ich keinen ſchlechten Kauf daran mache.“

Herr van Hardenhoek holte ſogleich ſein Taſchenbuch hervor und händigte dieſe Summe Herrn Martin in Banknoten ein.

Thränen der Freude und Dankbarkeit glänzten in den Augen des Tonkünſtlers; er konnte anfangs nicht ſprechen; doch endlich bat er den Herrn van Hardenhoek, nieder zu ſitzen.

„Das iſt unnöthig,“ ſprach dieſer; „verlieren Sie keine Zeit, gehen Sie zu Daniel, ſagen Sie ihm, ein Unbekannter habe ſein Bild gekauft, und er ſolle nur arbeiten und verſichert ſein, daß Alles, gleich dem, an den Mann kommen werde; ich bürge Ihnen dafür.“

Digitized by Google

Doch Martin wiederholte ſeine Bitte, er möchte ſich ſetzen, und ſagte dann mit ernſter Stimme.

„Da Sie ſo viel Güte und Freundſchaft für Daniel zeigen, will ich Ihnen ſeine ganze Lage ſchildern.“

Hierauf erzählte der Tonkünſtler die ganze Liebesgeſchichte ſeines Freundes und malte ſeinen hoffnungsloſen kränklichen Zuſtand mit den möglichſt wärmſten Farben aus.

„Ich dachte nicht, daß es ſo weit gekommen,“ ſagte der Alte, als Martin zu ſprechen aufgehört; „dieſe Künſtler haben eine zu gefühlvolle Seele... Doch, ſagen Sie mir einmal, hat dieſer Herr N., ich habe ihn ſchon einmal geſehen, hat er nicht früher eine Erbſchaft erhalten, die ihn reich gemacht?“

„So iſt es,“ antwortete Martin, und er gab dem alten Herrn alle Aufklärungen darüber, die ihm bekannt waren.

„Schon genug,“ ſprach van Hardenhoek, „ich weiß von dieſem Herrn N. mehr, als Sie. Gehen Sie jetzt zu unſerm Daniel, ſuchen Sie ihn zu tröſten, Sie brauchen nicht geheimnißvoll zu thun; ich begebe mich jetzt zu dem Herrn van Berchem und werde Sie bei unſerm jungen Freunde wieder treffen. Vielleicht bringe ich eine frohe Botſchaft mit.“

Hierauf verließen Beide Martins Wohnung. Van Hardenhoek ſtieg in ſeinen Wagen und der Tonkünſtler eilte zu Daniel.

Martin fand ſeinen Freund noch in dieſem bedauernswerthen Zuſtande, in welchem wir ihn kurz verlaſſen.

Doch folgen wir lieber dem alten van Hardenhoek

Digitized by Google

nach Herrn van Berchem's Wohnung, wo er wie ein Blitz erſchien. Der Diener öffnete: „Iſt der Herr van Berchem zu Hauſe?"

„Ja, mein Herr."

„Iſt er allein?"

„Nein, mein Herr, es iſt noch ein anderer Herr bei ihm."

„Wer iſt dieſer andere Herr?"

„Der Herr N."

„Ah! auch ein guter Freund von mir! da braucht Ihr mich nicht anzumelden. — Der Himmel iſt uns günſtig;" ſprach van Hardenhoek zu ſich ſelbſt — „ich folge Euch," fuhr er zu dem Bedienten fort.

Einen Augenblick ſpäter trat er in das Zimmer, wo van Berchem mit Herrn N. im Geſpräche war.

„Herr van Hardenhoek!" rief van Berchem aus.

„Ich ſelbſt, mein Herr," ſagte der Alte und drückte dem Vater Maria's die Hand.

Inzwiſchen hatte ſich Herr N. von ſeinem Platze erhoben und wollte das Zimmer verlaſſen. Als der Alte dieß bemerkte, trat er auf ihn zu und ſagte: „Mein Herr, verſchaffen Sie mir das Vergnügen, in unſerer Geſellſchaft zu bleiben. Zwiſchen mir und dem Herrn van Berchem wird kein Geheimniß abgehandelt; Sie dürfen, ja, Sie müſſen es hören..."

Herr N. verbeugte ſich mit verdrießlicher Höflichkeit und nahm ſeinen Platz wieder ein, während Herr van Berchem ebenfalls ſagte: „Ja, bleiben Sie getroſt, mein Freund;" und dann an van Hardenhoek ſich wendend,

Digitized by Google

fuhr er fort: „mein Herr, ich ſtelle Ihnen hier meinen Schwiegerſ . . . .“

„Einen Augenblick!“ unterbrach ihn der Alte, „wir müſſen erſt einander einige Worte ſagen und dann können Sie, wenn Sie noch Luſt haben, Ihren Satz endigen... Setzen wir uns, mein alter Freund.“

Der Ton dieſer letzten Worte war, wie Alles, was van Hardenhoek ſagte, gebietend, und van Berchem ſo wie Herr N. waren auch noch durch die Haltung und den Geſichtsausdruck des Alten beherrſcht. Als Alle ſich geſetzt, begann Herr van Hardenhoek: „Mein guter Freund van Berchem, Sie erinnern ſich ohne Zweifel noch an unſere alten Verbindungen; Sie haben Zeit gehabt, mich kennen zu lernen. Ich auch, ich kenne Ihr Herz und ich bin ſtolz auf Ihre Freundſchaft, weil ich weiß, daß Ehre und Tugend immer allen Ihren Handlungen zur Grundlage gedient und weil Sie Ihr Vermögen, das für Sie der größte Ehrentitel iſt, durch Mühen, durch ehrliches Mühen erworben haben. Sollten Sie dieſes Vermögen mit dem eines Diebes vereinigen wollen? — Dieß iſt meine erſte Frage! Antworten Sie noch nicht; ich fahre fort: Sie lieben Ihre Tochter recht väterlich; Sie ſuchen ſie, ſowohl was das Zeitliche betrifft, als auch in Bezug auf die Zufriedenheit ihres Herzens, glücklich zu machen. Vielleicht ſtellen Sie das Erſte über das Zweite; doch dieß thut nichts zur Sache. Darin liegt meine zweite Frage; wollen Sie ſo gut ſein, mir ja oder nein, nicht anders, zu antworten. Alſo, erſtens, wollen Sie Ihr Vermögen mit geſtohlenem Gute vereinigen?“

„Gewiß nicht!“ ſagte Herr van Berchem, „aber wozu dieſe . . .?“

„Zweite Frage,“ unterbrach ihn der Alte: „wollen Sie wirklich das Glück Ihrer Tochter?“

„Ohne Zweifel!“ ſagte Herr van Berchem, immer erſtaunter.

„Wohlan denn,“ begann der Alte mit donnernder Stimme und zeigte auf Herrn N., „ſo jagen Sie vor Allem dieſen Schelm aus Ihrem Hauſe!“

„Was bedeutet dieß?“ rief van Berchem.

„Mein Herr!“ ſchrie Herr N., „dieß iſt eine arge, unverzeihliche Verläumdung!“

„Schweigen Sie, Unverſchämter!“ rief van Hardenhoek, „noch ein Wort, und Sie fliehen ſelbſt dieſes Haus . . . Hören Sie, mein Freund,“ fuhr er zu van Berchem fort, „dieſer abſcheuliche Menſch hat einen Diebſtahl begangen, der ihn für ſein ganzes Leben reich machen mußte. Dieſe Mißgeburt hat ſich durch falſche Schriften einer Erbſchaft bemächtigt, die ihm nicht zukam . . . Noch einige Tage vielleicht, und dieſer Bube würde Sie betrogen haben und Sie hätten einen Mißgriff gethan, den Sie ewig hätten bereuen müſſen!“

„Beweiſen Sie mir, was Sie da ſagen!“ rief Herr N., „beweiſen Sie mir, daß ich dieß gethan habe!“

„Die Beweiſe habe ich in Händen, und morgen werden ſie dem Gerichte überliefert werden. Dort ſoll Ihnen Rechenſchaft werden!“ ſagte der Alte in ernſtem Tone.

„Sie haben mich alſo betrogen!“ rief van Berchem, ſich erſtaunt an Herrn N. wendend, „Sie ſind alſo ein Scheinheiliger!“

Digitized by Google

„Der Alte lügt!“ ſchrie Herr N. wie wahnſinnig.

Van Hardenhoek ſtand nun auf und ſagte, auf ihn zutretend, mit einer Donnerſtimme: „Schurke, wenn Sie noch einmal zu wiederholen wagen, daß ich lüge, laſſe ich Sie ſtehenden Fuſſes vom Gerichte feſtnehmen. Wiederholen Sie es nun, wenn Sie ein Herz in Ihrer Bruſt haben!“

Herr N. war wie vernichtet; ſeine Augen ſchienen ihm im Kopfe zu brennen; er ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirne, griff nach ſeinem Hute umher und wollte das Zimmer verlaſſen.

„Nicht ſo!“ ſprach van Hardenhoek, ihn am Arme ergreifend, „erſt ſollen Sie bekennen, daß ich die Wahrheit geſprochen habe.“

„Laſſen Sie mich los!“ rief Herr N., „oder ich vergreife mich!“

„Davon werden Sie die Diener des Herrn van Berchem abzuhalten wiſſen; ich werde ſie rufen, wenn Sie mehr Zeugen Ihres Bekenntniſſes haben wollen.“

Herr N. ſchäumte; ſeine glühenden Blicke hefteten ſich mit einem furchtbaren Ausdrucke auf van Hardenhoek; doch dieſer fürchtete ſich nicht im mindeſten und wiederholte ſeine Forderung: „Sagen Sie, das Alles, was ich geſprochen habe, die reine Wahrheit iſt!“

Herr N. ſchwieg noch immer. Van Hardenhoek wartete einen Augenblick; doch da er ſah, daß der haſſenswerthe N. nicht ſprach, rief er: „Herr van Berchem, rufen Sie Ihre Bedienten!“

„Nein, nein!“ rief N., „keine größere Schande; es iſt ſchon zu viel!“

Digitized by Google

„So bekennen Sie!“ rief der Alte.

„Ich bekenne es!“ flüſterte Herr N. endlich.

„Sie können gehen!“ ſagte nun van Hardenhoek; und als der Schurke das Zimmer und das Haus verlaſſen hatte, wandte der Alte ſich wieder an van Berchem und fuhr fort: „Mein Herr, oder vielmehr, mein Freund, danken Sie mir, daß ich Ihnen den Abgrund gezeigt habe, in den Sie und Ihre ganze Familie geſtürzt wären; denn bei Gott, ich ſchwöre es Ihnen, dieſer Betrüger ſoll verfolgt werden. Ich werde ihn durch das Gericht ergreifen laſſen; und wäre er auch mit Ihrer Tochter verheirathet geweſen, — und ich weiß, daß Sie dieß im Sinne hatten — dennoch würde ich mein Vorhaben ausgeführt haben. Wenn das Recht ſpricht, kenne ich keine Freunde mehr und wo ich nur immer Scheinheiligkeit treffe, werde ich ſie entlarven, und ſollte es mich das Leben koſten . . . So handelt van Hardenhoek.“

„O mein Freund, mein braver Herr van Hardenhoek, ich bin noch ganz in Staunen über dieß Alles; ich weiß nicht, was ich antworten ſoll; meine Sinne ſind ganz verwirrt.“

„Geſtehen Sie's ein, Herr van Berchem, daß Sie ſich von dieſem Heuchler, von dieſem Schurken haben verführen laſſen und daß Sie entſchloſſen waren, ihm Ihre Tochter zu opfern.“

„Glücklicherweiſe iſt dieſes Opfer noch nicht vollbracht, Herr van Hardenhoek; ich fange nun an, die Sache in einem andern Lichte zu betrachten.“

„Das freut mich, mein Freund,“ ſprach nun der

Digitized by Google

Alte mit einer viel ſanfteren Stimme; — „doch ſagen Sie mir, was werden Sie jetzt thun?“

„Ich weiß es nicht; mein Kopf iſt von alle dem ganz wirre; ich fühle mich . . . ſehen Sie, mein Freund, ich weiß nicht, was in dieſem Augenblicke in meiner Seele vorgeht . . .“

„Es iſt eine heilſame Wirkung, van Berchem, glauben Sie mir; doch ſagen Sie mir, was ſoll aus Maria, Ihrer einzigen Tochter werden? . . .“

„O, das Mädchen wird ruhiger ſein,“ ſeufzte van Berchem, ſich das Geſicht mit ſeinen Händen verhüllend, „es wird ihr eine große Erleichterung ſein, zu wiſſen, daß ich ſie nicht mehr werde zwingen wollen, den abſcheulichen N. zu heirathen.“

„Gut, ſehr gut; doch dieß iſt nicht genug: das Mädchen liebt, ich weiß es, warum wollen Sie ihrem Gefühle widerſtreiten?“

„Kennen Sie den jungen Mann, welcher? . . .“

„Ich kenne ihn ſehr gut . . .“

Van Berchem ſchwieg eine Weile; dann ſagte er: „Sie haben da eben ſelbſt geſagt, mein Freund, ich müſſe auch das zeitliche Glück meiner Tochter in's Auge faſſen; da Sie den Herrn Daniel kennen, werden Sie wohl wiſſen, daß ſein Vermögen ver . . . .“

„Ich weiß,“ unterbrach ihn der Alte, „daß der Herr Daniel ein jährliches Einkommen von ſechstauſend Gulden hat.

„Was ſagen Sie! ſechstauſend Gulden Einkommen!“

„Sechstauſend Gulden Einkommen,“ wiederholte van Hardenhoek, „wovon ich das Kapital ſchon jahrelang verwalte.“

„Von Staunen zu Staunen!“ rief van Berchem, „ich kenne mich gar nicht mehr aus. O, dieſer N. iſt ein niedriger Betrüger; er ſagte mir, daß Daniels Mutter ſchon Geld auf ihr Haus aufgenommen, daß ihr Haushalt, obſchon dem Scheine nach noch immer reich und prächtig, ſehr beſchränkt wäre, und daß ſie aus Armuth, ſchon viel hätte verkaufen müſſen.“

Daß Katharina auf ihr Haus Geld aufgenommen, davon weiß ich nichts; doch ſo viel weiß ich, daß ſie im Begriffe iſt, ihr Haus zu verkaufen, weil ſie ſich entſchloſſen hat, die Stadt zu verlaſſen.“

„Die Stadt verlaſſen,“ ſagte van Berchem, „und warum das?“

„Um Sie zu fliehen!“ antwortete der Alte ernſt. „Wiſſen Sie denn nicht, Herr van Berchem, daß Daniel Ihre Tochter wie ein Wahnſinniger liebt, daß er dahinſiecht, und daß die Liebe, die wir alten Leute nicht mehr fühlen und kaum begreifen, ſeine Geſundheit untergraben hat ...?“

Van Berchem ſchien von dieſen Worten tief gerührt; er antwortete: „O, ich hatte mich verirrt, unendlich tief verirrt, mein Freund! Welchen Dank bin ich Ihnen nicht ſchuldig! Sie haben mir die Augen geöffnet und, wie Sie eben geſagt, den Abgrund gezeigt, in den ich zu ſtürzen bereit war.“

„So hätten Sie alſo nichts mehr dagegen,“ ſagte der Alte, „Ihre Tochter dem Herrn Daniel zu geben?“

„Im Gegentheile, mein Freund! Wenn ich an das denke, was vorgefallen iſt, ſo darf ich kaum ein ſolches Glück hoffen. O, ich weiß nicht, was heute in mir

Digitized by Google

vorgegangen; doch Sie haben mir faſt das Herz gebro=
chen. Neue Gefühle ſind in meiner Seele erſtanden;
mir iſt, als ſähe ich zwiſchen der Vergangenheit und
dem Heute eine Scheidewand aufgerichtet und mein Le=
ben ſcheint mir ganz verändert zu ſeyn.“

Van Hardenhoek ſah wohl, daß er einen großen
Sieg über van Berchem errungen, daß er ſeinen un=
biegſamen Charakter gebeugt; doch er war nur darauf
bedacht, den nöthigen Vortheil aus dieſem Siege zu
ziehen; er fuhr daher mit ſeinem erſten Gedanken fort:
„Nun denn, mein guter Freund, ich nehme Ihre Zu=
ſtimmung an, und betrachte jetzt Alles als eine abge=
machte Sache; ich nehme es auf mich, das Weitere in
Ordnung zu bringen ... Wo iſt Maria und Ihre
Frau? Wir werden ihnen dieſe Neuigkeit mittheilen.
Ich zweifle nicht daran, daß das Mädchen darüber ſehr
erfreut ſeyn wird.“

„Und auch Julie,“ ſagte van Berchem. „Gott ſei
Dank! der Friede wird wieder in unſere Mitte zurück=
kehren.“

Van Berchem klingelte und befahl ſeinem Diener, zu
Julie und Marie zu gehen und ſie zu bitten, ſie möch=
ten auf ſein Zimmer kommen. Der Diener entfernte
ſich und ging, ſeinen Auftrag auszuführen.

Die zwei Frauen ſaßen, von Traurigkeit übermannt,
in ihrem Zimmer. Sie ſchracken zuſammen, als ſie den
Wunſch des Herrn van Berchem vernahmen.

„Meine Mutter, meine liebe Mutter!“ ſchrie Maria,
„o, ich ſchaudere: der Augenblick des Zwanges wird gekom=
men ſeyn. Herr N. iſt bei dem Vater ... Gott! Gott!“

Digitized by Google

Sie hatten Herrn N. nicht gehen hören.

„Mein armes Kind!“ ſeufzte die gefühlvolle Mutter, „ſei guten Muthes, ich lege meine Furchtſamkeit ab: ich habe lange genug vor Deinem Vater gebebt, ich werde Dich vertheidigen! Komm, Maria, und fürchte nichts!...“

Dieſe Worte und der verſichernde Ausdruck in den Geſichtszügen ihrer Mutter goſſen Muth in die Seele des Mädchens. Sie dachte an Daniel und opferte ihm ſchon die Leiden, welche ſie beſtehen zu müſſen glaubte.

Beide Frauen traten nach einigen Augenblicken in's Zimmer. Mit Verwunderung bemerkten ſie, daß Herr N. nicht mehr zugegen war und daß Herr van Hardenhoek ſich dafür im Zimmer befand. Dieſer trat den Frauen entgegen, ſagte van Berchems Gattin einige Artigkeiten und ſprach dann, Maria's Hand ergreifend: „Mein liebes Kind, Ihr Vater hat mir vergönnt, Ihnen eine frohe Nachricht mitzutheilen... In Kurzem ſind Sie die muntere Braut des...“

„Des Herrn N.!“ unterbrach ihn Maria, „nein, mein Herr, niemals! Ich erwartete dieſe frohe Nachricht; doch thut es mir herzlich leid, daß ich ſie von Ihnen erhalten muß...“

Der Ausdruck, der ſich auf des Mädchens Geſichte zeigte, verrieth tiefe Verachtung. Doch van Hardenhoek ließ ihre Hand nicht los und fuhr in einem ruhigen Tone fort: „Die Jugend iſt immer voreilig im Sprechen; wir Alten ſind ruhiger. Maria, laſſen Sie mich, ich bitte Sie, meinen Satz vollenden. Ich ſage Ihnen, Sie ſind in Kurzem die Braut des Herrn... Daniel!...“

Digitized by Google

Maria antwortete nicht. Verzweiflung und Freude hatten ſich zuſammen ihres Herzens bemeiſtert; ſie zweifelte und wollte glauben; es ſchien ihr, als hätte man ihr eine Binde vor die Augen befeſtigt, und Herr van Hardenhoek war gezwungen, das Mädchen mit ſeinen Armen zu unterſtützen. Maria überwand jedoch dieſe heftige Aufregung bald; nur das laute Pochen ihres Herzens konnte ſie nicht ſtillen. Sie warf einen dankbaren Blick auf den alten Herrn, und als ſie ihren Vater anblickte, ſah ſie zwei heiße Thränen über ſeine Wangen herabrieſeln. Sie eilte auf ihn zu, fiel ihm in die Arme und rief aus: „Iſt es wahr, mein Vater?“

„Ja, mein Kind,“ brach van Berchem weinend aus, „ja, meine liebe Tochter ... es iſt Wahrheit! O verzeihe mir; ich habe Dich zu lange leiden laſſen; ich habe grauſam und unbarmherzig gegen Dich gehandelt; doch ich war verirrt, ich war betrogen ... abſcheulich betrogen, meine liebe Maria. Herr van Hardenhoek hat mir die Augen geöffnet ...“

Und er drückte das Mädchen mit den Zeichen der innigſten Liebe an ſeine Bruſt. Inzwiſchen war auch Julie herzugetreten und warf ſich Herrn van Berchem ebenfalls in die Arme.

„O, Du handelſt edel, mein guter Gatte!“ rief ſie.

„Und auch Dich muß ich um Verzeihung bitten, meine Liebe,“ ſagte van Berchem, ſeine Frau ebenfalls an die Bruſt drückend, „ich habe Dir viele Leiden verurſacht.“

„O, es iſt ſchon Alles vergeſſen,“ ſchluchzte Julie.

Nun, da die Natur und das Gefühl allein das

Herz und die Handlungen des Herrn van Berchem lenkten, war er beredt und eindrücklich. Er war in dieſem Augenblicke wirklich Gatte und Vater.

Als die beiden Frauen ein wenig ruhig geworden waren, eilten ſie zu Herrn van Hardenhoek, um auch ihm ihre Dankbarkeit zu beweiſen. Der Alte war in dieſem Augenblicke eben damit beſchäftigt, eine Priſe zu nehmen und die Gemälde zu betrachten, die im Zimmer hingen. Er hatte eine Thräne im Auge gefühlt, und um dieſe zu verbergen, ſeine Blicke von dieſer ergreifenden häuslichen Scene abgewendet. Allein er konnte ſich den Dankbarkeitsbezeugungen der beiden Frauen nicht entziehen; er machte ſie jedoch ſo kurz als möglich und ſprach mit Ernſt: „Meine guten Freunde, es gibt noch Jemanden, der in dieſem Augenblicke ſehr unglücklich iſt. Daniel iſt krank, auch er muß getröſtet werden und dieſe glückliche Botſchaft iſt allein im Stande, ihm die Geſundheit wieder zu geben.“

„O!“ rief Maria, „laßt uns ihn ſogleich ...“ doch weiter konnte ſie nicht ſprechen.

„Gehen Sie, meine liebe Maria, laſſen Sie getroſt Ihr Herz ſich ergießen,“ ſagte van Hardenhoek, „ja, laßt uns Daniel augenblicklich aufſuchen; laßt uns ihn aus der Verzweiflung reißen, in die er ſchon lange verſunken iſt. Herr van Berchem, mein Wagen wartet unten, werden Sie uns die Gefälligkeit erweiſen?“

„Wir werden miteinander gehen!“ rief der Vater, „ich muß mich mit dieſem braven jungen Manne ausſöhnen; früher iſt keine Ruhe in mir.“

„Gut, das iſt ein Wort. Gehen Sie, Maria, mit

Digitized by Google

ihrer braven Mutter, und kleiden Sie ſich warm an; wir warten hier auf Sie."

Während die Frauen dieſer letzten Einladung Folge leiſteten, ſagte der Alte, daß er zuerſt in das Zimmer des Kranken treten würde, um ihn auf den Empfang vorzubereiten und dadurch die Erſchütterung zu vermindern, die Daniel jedenfalls erleiden würde.

Van Berchem hieß dieſen Entſchluß gut, und als die beiden Frauen zurückkamen, ſtieg man in den Wagen des Herrn van Hardenhoek.

XXV.

Als Martin bei Daniel angekommen war, hatte er ihn noch in dem bedauernswürdigen Zuſtande getroffen, in welchem wir ihn dem Leſer ſchon gezeigt haben. Keinen geringen Eindruck machte dieſer Anblick auf den gefühlvollen und menſchenfreundlichen Martin.

„Mein Freund, mein armer Daniel!" ſeufzte er und Thränen benetzten ſeine Wangen.

Er warf ſich vor dem Bette auf die Kniee nieder, faßte die Hand des Jünglings in die ſeine, drückte ſie aus allen Kräften und rief noch einmal: „Daniel!..."

Doch Daniel hörte nicht und ein ſanftes Lächeln ſchwebte immer auf ſeinen Lippen. Dieſe Gefühlloſigkeit war peinvoll für das Herz des braven Tonkünſtlers. Er verließ das Bett des Kranken, machte einige Schritte durch das Zimmer, betrachtete mit innigem Mitleide Katharina, die weinend in einer Ecke des Zimmers ſaß

und kehrte endlich wieder zum Kranken zurück. Er ließ ſich wie irrſinnig auf den Jüngling niederſinken, legte die Hand auf deſſen Bruſt, brachte das Geſicht an ſein Ohr und rief mit kräftiger Stimme: „Daniel! ich bringe Ihnen eine gute Nachricht! O, ſehen Sie mich doch einmal an! hören Sie doch einmal, Daniel!“

Jetzt ſchien die Stimme Martins bis in die Seele des Jünglings durchgedrungen zu ſeyn; ſeine Glieder zuckten zuſammen, ſeine Augen verloren ihre Starrheit und er warf endlich einen matten Blick auf Martin.

„Er lebt wieder auf!“ rief dieſer Letztere voll Freude, und als Katharina dieſe Worte hörte, trat ſie ebenfalls raſch zum Bette.

Allmälig ſah man bei Daniel das Bewußtſeyn zurückkehren. Endlich ergriff er langſam und kraftlos Martin's Hand und ſtammelte: „Mein Freund ...“

„Daniel!“ rief der Tonkünſtler wieder, ganz von Freude durchdrungen, „ich bringe eine frohe Zeitung, Ihr Bild iſt verkauft, ich habe zweitauſend Gulden dafür bekommen!“

„Was ſagen Sie, Martin? Iſt's möglich? Mutter, hörſt Du? ...“

„Hier iſt die Summe in Banknoten,“ rief Martin, „ich werde ſie Ihrer Mutter einhändigen...“

„O mein guter Martin, ich verſtehe nicht, wie Sie einen ſo hohen Preis!... Mutter, Mutter! ich habe alſo nicht umſonſt für Dich gearbeitet; meine Kunſt iſt Dir alſo endlich einmal nützlich geweſen... o, daß ich jetzt wieder geſund würde, ich wollte mit neuem Muthe arbeiten...!“

Digitized by Google

„Gott iſt barmherzig, mein Sohn," ſagte Katharina, Thränen der Freude vergießend, „hoffe und vertraue auf Ihn; Du ſiehſt es, Er hat uns nicht verlaſſen!"

„O meine liebe Mutter!... Aber, Martin, erzählen Sie mir doch, wie dieß Alles zugegangen. Wer iſt der Käufer geweſen?"

„Es iſt dieſer alte Herr, Ihr Freund, Daniel, von dem Sie mir ſchon ſo oft geſagt; er iſt ſelbſt zu mir gekommen. Noch dieſen Abend wird er Sie beſuchen und er hat mir verſprochen, daß er Ihnen vielleicht noch eine frohe Nachricht bringen wird... welche Nachricht, weiß ich nicht."

Martin wollte nicht ſagen, daß der alte Herr ſich jetzt bei Maria's Vater befand; er wollte ſeinem Freunde keine Hoffnung machen, die vielleicht vereitelt werden könnte. Daniel verlangte auch keine nähere Erklärung darüber.

„Wunderbar, wahrhaft wunderbar!" ſeufzte er, „wer mag doch dieſer Alte ſeyn!... Ja, Martin, er iſt mein Freund; ſchon lange iſt er dieß, obſchon ich nicht einmal ſeinen Namen kenne. Er hat eine ſchöne Seele, das hab' ich im erſten Augenblicke, da ich ihn ſah, bemerkt... und er wird hieher kommen, ſagen Sie?"

„Er hat es mir verſprochen, Daniel."

„O, er wird ſeinem Verſprechen treu bleiben!"

Das Geſpräch dauerte noch eine Weile fort. Endlich hörte man einen Wagen vor dem Hauſe halten.

„Da iſt er ſchon!" rief Martin, aus dem Zimmer eilend, „ich werde ihm entgegengehen."

Bald darauf kam er mit van Hardenhock wieder

Digitized by Google

wieder zurück. Sobald Katharina den alten Herrn erblickte, entfloh ihrem Munde ein Schrei. Die Frau hatte in ihm den Mann wieder erkannt, welcher vor mehreren Jahren ihren Gatten gezwungen hatte, das Haus zu verlaſſen. Van Hardenhoek ging geradenweges auf die Frau zu und ſagte, ihre Hand ergreifend: „Erſchrecken Sie nicht, brave Katharina, dießmal, ich verſichere Sie, wird kein trauriger Auftritt ſtattfinden... wo iſt mein junger Freund?“

Die Frau führte den alten Herru an's Bett. Van Hardenhoek ergriff die Hand des Kranken: „Nun, mein guter Daniel, fühlen Sie ſich jetzt ſtark genug, frohe Kunde zu vernehmen?“

„O mein Herr, oder vielmehr mein Freund,“ ſeufzte der Jüngling, die Hand des Alten an ſeine Lippen führend und mit ſeinen Thränen benetzend, „o, ich weiß nicht, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit bezeigen ſoll...“

„Das brauchen Sie auch nicht zu wiſſen, Daniel; wenn nur die Freundſchaft in Ihrem Herzen ſpricht, dieß iſt genug; ich bekümmere mich wenig darum, wie ſie ſich ausdrückt. Doch, verlieren wir keine Zeit: es warten noch andere Perſonen, und bevor ſie eintreten, muß ich Ihnen meine getroffenen Vorkehrungen nennen. Verſprechen Sie mir, Daniel, und Sie, brave Katharina, mir in Allem, was ich Ihnen ſagen werde, zu gehorchen?“

„In Allem!“ rief Daniel.

„Ich vertraue ganz auf Sie, mein Herr,“ ſagte Katharina.

„Wohl denn... Sie, Herr Martin, treten Sie auch näher, Sie dürfen, ja, Sie müſſen von Allem

Digitized by Google

unterrichtet werden; nun, hört: erſtens bin ich für Sie Alle ein Freund; zweitens bin ich Daniels Oheim, und drittens beſitzen Daniel und Katharina ein jährliches Einkommen von ſechstauſend Gulden, wovon ich das Kapital verwalte ...“

„Unmöglich, mein Herr!“ riefen Daniel und ſeine Mutter zu gleicher Zeit aus.

„Sie haben verſprochen, mir in Allem zu gehorchen und meine Anordnungen anzunehmen,“ ſagte van Hardenhoek, „nun ſage ich Ihnen, daß es ſo iſt und ſeyn muß; ſpäter werde ich mich Ihnen näher darüber erklären: Ich bin Daniels Oheim, Sie beſitzen ſechstauſend Gulden jährliche Einkünfte, und ſobald Daniel geſund iſt, wird Maria ſeine Braut.“

„O, dieß iſt Alles ein Traum!“ rief der Jüngling, „Mutter, Mutter! hab' ich recht gehört? Maria ſoll meine Braut werden? ...“

„Ja, mein Freund,“ fuhr van Hardenhoek fort, „Maria wird Ihre Gattin werden; Herr van Berchem ſtimmt in Alles ein, und was noch mehr iſt, er, Maria und ihre Mutter warten ſchon im Nebenzimmer, Sie zu beſuchen. Van Berchem will ſich mit Ihnen ausſöhnen: an Ihnen iſt es nun, Daniel, dieß Alles zum beſten Ausgange zu führen.“

„Und Herr N.?“ fragte Daniel.

„Herr N. iſt ein Schurke, den ich entlarvt habe. Seine Demüthigung war groß: ich zwang ihn, ſeine Schandthaten in Gegenwart des Herrn van Berchem zu bekennen, nun mag er ſeine Sachen mit dem Gerichte abmachen.“

Digitized by Google

Das Erſtaunen Katharinens und ihres Sohnes wird leichter zu begreifen, als zu beſchreiben ſeyn. Nachdem ſie noch einige Aufklärungen über Alles mit angehört, verließ Katharina das Zimmer, um die Harrenden zu empfangen, und ſofort zu Daniel zu bringen. Bevor ſie die Thüre erreichte, um hinauszugehen, rief der Alte noch: „Vor Allem gegen mich keine Zeichen der Dankbarkeit!“

Nach einer Weile kam die Frau mit den drei Beſuchern zurück. Maria bebte an allen Gliedern, und mußte ſich auf Katharinens Arm ſtützen. Julie allein zeigte ein Geſicht, auf dem nichts als Freude zu leſen war. Van Berchem war tief ergriffen und gerührt; ſeine Wangen waren von einer dunklen Röthe überzogen, und ſeine ganze Haltung deutete an, daß er bis tief in die Seele erſchüttert war. Er trat zuerſt mit Herrn van Hardenhoek an das Bett des Kranken, der ſchon eine Weile aufrecht im Bette ſaß. Van Berchem ergriff die Hand des Jünglings, und ſprach, mit einer Stimme, die von der größten Rührung zeugte: „Verzeihen Sie mir, mein Freund, daß ich Sie ſo lange habe ſchmachten laſſen; ich bin betrogen, arg betrogen worden ... Herr van Hardenhoek wird es Ihnen wahrſcheinlich ſchon geſagt haben; doch nun bin ich nicht mehr verblendet ...“

„Genug, Herr van Berchem,“ ſeufzte Daniel, „dieſer Augenblick läßt mich Alles vergeſſen, was ich gelitten habe, und wovon Sie nur die unfreiwillige Urſache waren. Sprechen wir den Namen des falſchen Betrügers

Digitized by Google

nicht mehr aus: er würde unſer Glück beſudeln. Jetzt ſehe ich das Ende aller meiner Schmerzen; denn Herr van Hardenhoek, mein guter Oheim, hat mich verſichert, daß ich Ihnen bald den ſüßen Vaternamen werde geben dürfen."

„Ja, mein Sohn, dieß iſt nun mein feurigſter Wunſch," ſagte van Berchem. „Komm her, Maria, Du haſt mir auch bereits verziehen, komm her, damit ich Euch Beide als meine Kinder umarme ..."

Maria eilte auf dieſe Worte an's Bett.

„Daniel!" ſchluchzte ſie; doch mehr konnte ſie nicht hervorbringen.

Der Jüngling ergriff ihre Hand, und van Berchem drückte die beiden jungen Leute an ſeine Bruſt, während reichliche Thränen über ſeine Wangen perlten. Er ließ endlich die beiden Liebenden los, und entfernte ſich, denn ſein Gemüth war zu ſehr erſchüttert. Maria blieb bei dem Bette, und ließ ſich in einen nebenſtehenden Seſſel niederſinken. Die Blicke der Liebenden begegneten ſich immer, und es begann nun ein ſtummes Geſpräch, das für ſie weit mehr ſagte, als die ſchönſten Worte hätten ausdrücken können.

Während dieſer kleinen Scene hatte ſich Martin in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen, und manche Freudenthräne von ſeinen Wangen getrocknet. Van Berchem entdeckte ihn endlich; er ging auf ihn zu, faßte die beiden Hände des Tonkünſtlers in die ſeinigen, und wollte ihm durch Worte zu verſtehen geben, daß er auch gegen ihn eine Schuld abzutragen habe: doch Martin ließ ihn nicht zu Worte kommen, und ſagte: „Herr van Berchem,

Digitized by Google

Sie ſind mir heute ein ewiger Freund geworden, und ich bitte Sie um Ihre Freundſchaft für ewig."

„O, dieſe ſchwöre ich Ihnen zu," ſagte van Berchem, und ſprechen wir alſo nicht mehr davon."

Julie hatte ſich inzwiſchen zu Katharina geſellt, und die beiden Frauen erzählten einander, welche Schmerzen ſie bei ihren Kindern hatten mit anſehen und ſelbſt mit tragen müſſen, und wie ſchwer ſie auf ihren eigenen Herzen gelaſtet. Endlich rief Maria ihrer Mutter; Julie ging zu dem Kranken, und bevor dieſer noch ein Wort von ſeiner Erkenntlichkeit und ewigen Dankbarkeit ausgeſprochen, floſſen der gefühlvollen Frau die Thränen ſchon über die Wangen.

Van Hardenhoek ging langſam im Zimmer auf und nieder, beobachtete alle die ſo mit einemmale erfreuten Perſonen, und jauchzte in ſeiner Seele, nicht aus Hochmuth, weil dieß Alles ſein Werk war, ſondern aus einem reinen Gefühle der Liebe, die der Gute für diejenigen fühlt, welche er glücklich macht.

Wir wollen uns nicht länger mehr damit aufhalten, dieſe Scene zu beſchreiben. Der Leſer wird leicht fühlen, was in unſeren Perſonen vorgehen mußte. Es ſchien nun, als hätten ſie alle zuſammen immer nur eine Familie ausgemacht, und bei einander gewohnt, ſo groß war ſchon die gegenſeitige Zuneigung geworden. Die Erſchütterung, welche Daniels Gemüth durch dieſe unerwarteten, frohen Ereigniſſe erlitten, hatte ſeine Krankheit ſo zu ſagen gebrochen, und die Schwäche, die noch zurückblieb, mußte bei der guten, ſorgfältigen Pflege ſeiner Mutter und den täglichen Beſuchen Maria's bald

Digitized by Google

verſchwinden. Und dann würde ſogleich Hochzeit gehalten, ſagte van Hardenhoek, und Alle glaubten ſeinen Worten. Beeilen wir uns, zu ſagen, daß dieſe Prophezeihung auch in Erfüllung ging.

Herr van Berchem, ſeine Gattin und Maria brachen endlich auf. Van Hardenhoek geleitete ſie mit ſeinem Wagen nach Hauſe, und kehrte dann wieder zu Daniel zurück. Als er neben dem Bette ſeines jungen Freundes Platz genommen, bat er Martin und Katharina, ſich neben ihn zu ſetzen, und begann alſo: „Meine lieben Freunde, ohne Zweifel komme ich Ihnen wie eine mehr oder minder geheimnißvolle Perſon vor, und gewiß beſchäftigt ſich Ihr Geiſt ſchon lange damit, ſich meine etwas ſonderbare Handlungsweiſe zu erklären. Ich will Ihre Neugierde nicht länger mehr geſpannt halten, Ihnen mit einigen Worten meine Geſchichte erzählen, und Sie mit dem Grade unſerer Blutsverwandtſchaft bekannt machen. Sie werden daraus erſehen, daß mein Benehmen ſehr natürlich iſt.

Meinen ganzen Lebenslauf, Alles, was mir je Wunderbares aufgeſtoßen iſt, habe ich einer ſelbſt jetzt noch nicht beſiegbaren Neigung zu verdanken. Dieſe Neigung iſt die Luſt zu reiſen. Von meiner früheſten Jugend an war es mein einziger Wunſch, mein einziges Verlangen, große und weite Reiſen machen zu können. Doch ich wurde davon durch meine Eltern zurückgehalten, und obſchon ich keine Luſt für irgend einen Stand fühlte, wollte mein Vater dennoch, daß ich mich auf den Handel legte. Ich gehorchte ihm hierin mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit, lernte die Handelsbeziehungen,

Digitized by Google

und verwendete meine freien Stunden auf das Leſen von Reiſebeſchreibungen. Hiedurch wurde, wie Sie leicht denken können, mein Geiſt noch mehr angeſpornt, meine Luſt nahm immer mehr zu, und wurde eine förmliche Krankheit. In dieſem Zuſtande brachte ich einige Jahre zu, bis ich endlich das Unglück hatte, meine Eltern zu verlieren. Damals fühlte ich dieſen Schlag nicht ſo tief; denn, was ich mir ſelbſt kaum zu geſtehen wagte, die Hoffnung, meine Reiſeluſt befriedigen zu können, verminderte meine Traurigkeit: es gab nun Niemanden mehr, der mich abhalten konnte, meiner Neigung vollkommen nachzugehen.

Nicht lange darauf hatte ich auch ſchon meine Beſitzungen verkauft; ich verließ meine Geburtsſtadt, und durchkreuzte Europa. Dieß dauerte ſo lange, bis das nicht allzu große Vermögen, welches mir meine Eltern hinterlaſſen hatten, faſt gänzlich verſchwunden war, und ich noch kaum genug Geld hatte, um von Deutſchland zu Fuß nach meiner Vaterſtadt zurückkehren zu können. Als ich dort ankam, befand ich mich in einem traurigen Zuſtande: meine Kleider waren zerriſſen, meine Geſichtszüge hatten etwas Rauhes angenommen, mit einem Worte, ich hatte ganz das Ausſehen eines Landſtreichers. Ich wurde von meinen Stadtgenoſſen auch für nichts anderes angeſehen: man hielt mich für einen Faulenzer, für einen Verſchwender, einen lockeren Geſellen. Ich beſuchte einige meiner Freunde; ſie wollten mich nicht mehr kennen, und ſagten gerade heraus, daß ſie ſich ſchämten, jemals meine Freunde geweſen zu ſeyn. Ich wollte nicht auch noch bei andern Freunden an-

Digitized by Google

klopfen, wohl wiſſend, daß ich ſie alle von demſelben Schlage finden würde. Nun kam ich auf den Gedanken, bei Heinrichs Vater einen Beſuch abzulegen. Dieſer hatte meine Schweſter zur Frau gehabt, die ihm einen einzigen Sohn geſchenkt, deſſen Geburt der Mutter das Leben gekoſtet. Dieſer einzige Sohn wurde ſpäter Ihr Gemahl, Katharina; doch ach! er hatte weder die Bravheit ſeines Vaters, noch die Sanftmuth ſeiner Mutter geerbt. Daniel ſcheint mir, ſowohl ſeinem Aeußeren, als auch ſeinem Herzen nach, ein vollkommenes Ebenbild ſeines Großvaters zu ſeyn. — Es geht oft mit den Neigungen und Fähigkeiten, wie mit gewiſſen Krankheiten, die immer ein Geſchlecht überſpringen.

Mein Schwager, Heinrichs Vater, empfing mich gut, gab mir eine leichte Ermahnung, die ich mit Dank annahm, weil ich ſah, daß ſie aus aufrichtigem Herzen kam, und fragte mich zuletzt, was ich zu thun willens wäre: „Wollen Sie, daß ich Ihnen eine Stelle im Kaufhandel verſchaffe?“ fragte er.

„Hören Sie,“ antwortete ich, „ich will Sie nicht betrügen: ich bin gewiß, daß ich dieſen Platz mit Ehren ausfüllen würde, doch ich ſehe auch voraus, daß es nicht von langer Dauer wäre, denn ich bin von meiner Reiſewuth noch nicht ganz geneſen.“

Meine Offenherzigkeit wurde gut aufgenommen, der brave Mann bedachte ſich einige Augenblicke, und ſprach dahn: „Wohlan denn, ich weiß, daß Sie gute Eigenſchaften beſitzen, daß es Ihnen weder an Verſtand, noch an geſundem Urtheile fehlt, und ich hoffe, daß Sie Ihrer Leidenſchaft mit der Zeit Meiſter werden. Ich

Digitized by Google

gebe Ihnen fünftauſend Gulden und einen Empfehlungs-brief an einen meiner Freunde in Süd-Amerika. Reiſen Sie dahin, und ſuchen Sie, ſich ein Vermögen zu erwerben.“

„Sie ſind ein aufrichtiger Freund!“ rief ich, „ich nehme Ihr Anerbieten mit Dankbarkeit an und werde Ihren Willen vollbringen. Gebe Gott, daß ich die Wohlthat, die Sie mir erzeugt, auch recht mag zu würdigen wiſſen.“

„Denken Sie nicht daran,“ war die Antwort, „betragen Sie ſich immer brav und löblich, wie Sie bisher gethan, und machen Sie vor Allem von den Kenntniſſen, die Sie beſitzen, einen guten Gebrauch.“

„Ich reiſte alſo nach Amerika. Ich werde Ihnen jetzt nicht erzählen, was mir auf meiner Reiſe widerfahren, auf welche Hinderniſſe ich ſtieß und wie glücklich ſich mir am Ende Alles im anderen Welttheile geſtaltete. Wir wollen dieſe Erzählung für ruhigere Stunden erſparen, wenn wir des Winters in Familie am Kamine ſitzen. Genug, daß ich Ihnen jetzt ſage, daß ich unermeßlich reich wurde. Glauben Sie jedoch deßhalb ja nicht, daß es in Amerika goldene Berge giebt und daß Einem Alles von ſelbſt in den Mund fliegt! nein, ſich ein Vermögen zu ſammeln, iſt dort ſo mühſam, wie in einem anderen Lande. Ich bin einer der Wenigen geweſen, die ſo gut davon gekommen ſind. Jetzt iſt dort nichts mehr zu holen, meine lieben Freunde, und Sie können mich ſo zu ſagen als den letzten Onkel aus Amerika betrachten.“

Digitized by Google

Bald war ich Beſitzer eines der größten Handlungs=Häuſer in Amerika geworden, und ſtand daher mit den erſten Kaufleuten in den Niederlanden und unter anderen mit meinem Wohlthäter, Ihrem Großvater, mein braver Daniel, und mit Herrn van Berchem in Verbindung. Als ich nach meinem Ermeſſen lange genug im anderen Welttheile gelebt, kehrte ich in mein Vaterland und nach Brügge, meiner Geburtsſtadt, zurück. Mein alter Wohlthäter war inzwiſchen geſtorben; ſein Sohn lebte noch; ich erwies ihm einige Dienſte, ſah jedoch bald, daß er ſie nicht verdiente. Sie, brave Katharina, wiſſen hinlänglich, wie er meine Güte gemißbraucht hat. Doch ſprechen wir nicht mehr davon.

Inzwiſchen lag meine Dankbarkeit mir immer auf dem Herzen. Daher trachtete ich darnach, ſtets von Ihrem Zuſtande unterrichtet zu ſein, Katharina, und mich verlangte nach dem Augenblicke, wo es mir vergönnt ſein würde, mich meiner Pflicht zu entledigen. Ich habe da vielleicht zu lange gewartet; allein der äußere Schein hat mich betrogen und ich hoffte, Daniel werde ſich Vermögen durch ſeine Kunſt erwerben. Ein erworbenes Vermögen iſt für mich das ſchönſte. Nun, dieß wäre auch geſchehen, wenn unſern Künſtler nicht die Liebe ſo arg mitgenommen hätte. Ich ſage Künſtler, Daniel, und mit Recht ſag' ich es: Sie ſind ein wirklicher Künſtler; das Bild, das ich von Herrn Martin gekauft habe, iſt um keinen Deut zu theuer bezahlt, und das Geld, das Sie dafür erhalten haben, darf nicht als eine Wohlthat betrachtet werden.

Und nun, meine lieben Freunde, bleibt vielleicht noch

Digitized by Google

etwas zu erklären, und das iſt die mehr oder minder geheimnißvolle Art und Weiſe, wie ich gehandelt habe. Doch das Meiſte davon iſt nur dem Zufalle zuzuſchreiben, obwohl ich einige Vorliebe für das Geheimnißvolle habe. Daher war es mir ein großes Vergnügen, Katharina, da ich ſah, daß Sie in einem Verhältniſſe, wovon ich ſchon ein Wort geſprochen, ſich blindlings von mir leiten ließen, obſchon Sie mich nur für einen Freund Ihres Vaters hielten und keine Beweiſe meiner guten Abſichten hatten, außer daß Sie ſahen, welchen Eindruck ich auf Ihren Gatten machen konnte. Zum zweitenmale erfreute es mein Herz, als ich die Zuneigung bemerkte, die mein braver Neffe, ohne mich zu kennen, dem alten Herrn aus dem Eilwagen geſchenkt hatte. Glauben Sie mir, meine wackeren Freunde, ich habe viel gelitten, indem ich Ihren Beſtrebungen folgte. Doch ich habe es Ihnen ſchon geſagt, ich wollte Daniel all ſeine Kräfte prüfen ſehen. Er hatte auch viel dabei gelitten; doch es wird ihm zu gleicher Zeit ſehr gut gethan und ihn mit einem großen Vorrath von Weltkenntniß bereichert haben …"

„Sie, Herr Martin," fuhr van Hardenhoek fort, „Sie ſind mir auch nicht unbekannt; ich kenne Ihre ganze Geſchichte, und ſeit lange ſchon ſind Sie mir ein Freund geworden. Auch Sie haben die Schmerzen der Welt gekoſtet. Das innere Leben hat Sie zur Erkenntniß des Wahren gebracht; doch dieſe Wiſſenſchaft haben Sie ſich nicht ohne viele Leiden verſchafft. Doch jetzt, meine lieben Freunde, iſt Alles aus. Nicht allein die ſechstauſend Gulden Einkünfte, von denen ich ge-

Digitized by Google

ſprochen habe, gehören Ihnen zu, mein lieber Neffe, und meine liebe Nichte, ſondern auch Alles, was ich beſitze; ich verdanke Alles Daniels Großvater, und Sie ſind meine natürlichen Erben. Mein Vermögen iſt das Ihrige; zuſammen wollen wir uns ſeines Genuſſes freuen, und nach meinem Tode, der noch ſo lange ausbleiben mag, als er will, gehört Alles Ihnen."

„O, dieß iſt zu viel! Dieß iſt zu viel! mein braver Oheim, mein guter Freund!" rief Daniel, „Sie haben mir ſchon mehr als alle Schätze der Welt geſchenkt: die Hand meiner Maria und Ihre Freundſchaft."

Katharina fand keine Worte, ihre Dankbarkeit auszudrücken; Thränen der Freude perlten über ihre Wangen herab, ſie konnte nur die Hand ihres Oheims ergreifen und ſie mit ihren Thränen benetzen. Van Hardenhoek erwiederte dieſe Zeichen der braven Frau durch einen herzlichen Händedruck, und antwortete inzwiſchen auf Daniels Rede: „Das Uebrige wird es nicht ſchlimmer machen, mein guter Daniel, und nun ſprechen wir von dem Allen nicht mehr. Nur dieß will ich noch hinzufügen, daß ich hoffe, Herr Martin werde unſere Familie nicht mehr verlaſſen. Ohne dieſen braven Freund wäre vielleicht die Rettung zu ſpät gekommen."

Martin machte eine Menge Einwendungen; allein er mußte ſich endlich doch ergeben.

Alles war nun in Freude verwandelt, und alle Schmerzen waren vergeſſen. Daniel war ſchon halb geneſen. Er ſprach noch lange mit ſeinem Oheime. Sie erinnerten ſich des Augenblickes ihres erſten Zuſammentreffens im Poſtwagen, dann des Abends im Concerte,

Digitized by Google

dann der weiteren Vorfälle, und ſogar ihrer Disputation über die Liebe.

„Ich fange beinahe an, meine Behauptung in Zweifel zu ziehen!“ ſagte van Hardenhoek.

Sodann gab er noch alle nöthigen Erörterungen in Betreff ſeiner Handlungsweiſe, und ſagte, wie er durch einen ſeiner guten Bekannten immer von dem äußerlichen Zuſtande Daniels und ſeiner Mutter unterrichtet wurde. Endlich verließ er mit Herrn Martin Katharina's Wohnung, und Jeder begab ſich zur Ruhe, denn die Nacht war ſchon weit vorgerückt. Beim Fortgehen ſagte van Hardenhoek noch zu ſeiner Nichte: „In einigen Tagen werde ich wieder kommen, meine Wohnung für immer hier aufſchlagen, und mich des Umgangs einer lieben Familie erfreuen, die mir fehlt.“

Hier könnten wir, ſtreng genommen, unſere Erzählung ſchließen; doch wir glauben, daß es dem Leſer nicht unangenehm ſeyn wird, noch einige Nachrichten von einigen Thatſachen und Perſonen zu erhalten, die wir in unſerer Erzählung erſcheinen ſahen. Daher wollen wir ihn in der Kürze davon unterrichten, was vor, bei und nach der Verbindung Daniel's und Maria's vorfiel.

Van Hardenhoek hatte den Herrn N. keineswegs aus den Augen verloren. Am Tage nach der eben beſchriebenen Scene zeigte er bei Gerichte an, was er von dem Teſtament-Diebſtahle wußte. Er nannte zugleich auch den wahren Erben. Alles, was er ſagte, war ge-

gründet; man ſtellte die nöthigen Nachforſchungen an, um den Herrn N. zu entdecken; doch dieſer war verſchwunden, und hatte ſein Vermögen, das meiſtens aus Banknoten beſtand, mitgenommen. Die wenigen, liegenden Güter, die er hatte, wurden dem wahren Erben übermacht.

Van Hardenhoek übernahm es, Maria's Brautſchmuck anzukaufen. Dieſer war herrlich: Spitzen waren im Ueberfluſſe da, und der alte Oheim war zu deren Ankaufe nach Brüſſel gereist, und hatte dort der Kauffrau, die wir im erſten Kapitel unſerer Erzählung mit ihrem Cäſar im Eilwagen geſehen haben, den Gewinn hiefür zu gute kommen laſſen. Er hatte dabei mit ihr noch eine halbe Stunde über die Manieren und Kunſtgriffe Cäſars geſprochen, und ſo die volle Achtung der Frau gewonnen. Van Hardenhoek fand auch Katharina's Juwelen wieder. Der Juwelier hatte ſie glücklicherweiſe noch unverletzt erhalten. Sie wurden ſehr vortheilhaft für denſelben wieder gekauft, um am Hochzeitstage an Maria's Roſenhalſe zu prangen. Der alte Mann, der den Verkauf des Schmuckes beſorgt und das Geheimniß bewahret hatte, wurde reichlich belohnt. Auch die brave Line ward nicht vergeſſen, und konnte nun den Reſt ihrer Tage in ſtiller Ruhe und friedlicher Regierung der Dienſtboten hinbringen.

Der Kranke war bald wieder hergeſtellt, und die Hochzeit wurde auf's Prächtigſte und Glänzendſte gefeiert. Daniel verbrachte die erſten Tage ſeiner Ehe zu Hauſe, und dann machte er eine Vergnügungs-Reiſe. Der alte Oheim und Maria's Mutter leiſteten dem jun-

Digitized by Google

gen Paare Geſellſchaft. Unterwegs hatte Maria das Vergnügen, ihrer Freundin Eliſabeth zu begegnen, die eben von ihrer Reiſe zurückkehrte. Man kann leicht errathen, was die beiden Freundinnen einander zu vertrauen hatten, und wie glücklich ſie waren.

Die Luſtreiſe lief beſtens ab. Ein Jahr darauf war die Ehe unſers jungen Paares durch die Geburt eines geſunden Knaben geſegnet; doch dieſe Freude wurde merklich getrübt durch den Tod des Herrn van Berchem, der in dieſe Zeit fiel. Seit der Verheirathung ſeiner Tochter war van Berchem ein ganz anderer Menſch geworden. Sein mürriſches Weſen war ganz verſchwunden, und ſtarrköpfig war er faſt gar nicht mehr. Nach ſeinem Tode wurden die beiden Haushaltungen in einander verſchmolzen; Julie zog zu ihrer Tochter.

Daniel, noch immer Künſtler im Geiſte, und nun reich geworden, fuhr fort, die Malerei zu ſeinem Vergnügen auszuüben, und ſchuf noch mehr als Ein Meiſterſtück. Einen Theil ſeines ungeheuern Vermögens verwendete er dazu, junge Künſtler aufzumuntern, und ihnen ihre Prüfungszeit zu verſüßen. Er hatte ſpäter das Vergnügen, zu ſehen, daß mehr als einer ſeiner Schützlinge ſich einen großen Namen erwarb.

Das Gemälde, das van Hardenhoek gekauft, hing in Daniels Schlafzimmer. Es erinnerte ihn beſtändig an den Augenblick ſeiner Liebeserklärung; denn es war das Bild, das er nach der Skizze ausgearbeitet hatte, welche Maria damals nachgezeichnet.

Eines Tages ſtand Daniel lange nachdenklich vor dem Bilde, und ſprach dann zu ſeiner Gattin: „Weißt

Du noch, Maria, was ich Dir ſagte, als ich Dir dieſe Landſchaft erklärte?"

„O! das ſoll nimmer aus meinem Gedächtniſſe entſchwinden!" antwortete die junge Frau.

„Mit Dir würde mir dort nichts fehlen, und ich würde die ganze Welt vergeſſen können, ſagte ich, nicht wahr? . . . Und wenn wir dieſe Worte einſtens bewahrheiten?"

Ein ſüßes Lächeln, worin Daniel eine Zuſtimmung leſen konnte, war Maria's Antwort.

„Wir werden unſern guten Oheim darüber ſprechen," ſagte Daniel, indem er einen leiſen Kuß auf die reine Stirne ſeiner Gattin drückte.

Van Hardenhoek wurde um Rath gefragt, und da er noch nicht ganz von ſeiner Reiſeluſt geheilt war, und ſich zu Antwerpen ſchon ein wenig zu langweilen begann, jauchzte er dieſem Unternehmen zu. Martin und die beiden Mütter ſchienen auch zufrieden. Tags darauf reiste der alte Oheim bereits ab, um in Deutſchland, in der Nähe dieſer Gegend, ein Landgut zu kaufen. Als man bereit war, Antwerpen zu verlaſſen, weigerte ſich Martin, ſeinen Freunden zu folgen.

„Ich habe reiflich darüber nachgedacht," ſagte er, „ich will zu Antwerpen ſterben, wo ich Roſa gekannt habe, und wo ſie geſtorben iſt."

Daniel gab ſich alle Mühe, ſeinen Freund zu überreden, und bemerkte, er würde ohne ihn die Stadt nicht verlaſſen. Endlich fügte ſich Martin ſeinem Wunſche, nachdem er eine lange Vorleſung von Oheim van Hardenhoek angehört; doch nur unter der Bedingung, daß er

Digitized by Google